Der Sohn eines berühmten Mannes.

Historische Erzählung

von

Levin Schücking.

1856.

Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Erstes Capitel.

Die Herzogin konnte die Heldin einer großen Partei werden, sie wurde aber nur eine Abenteurerin, weil sie ihre Liebschaften höher hielt als die Politik.
Memoiren des Cardinals Retz.

Es ist ein warmer und heiterer Sommer-Morgen. Vor uns liegt eine weit ausgedehnte Fläche, welche den unfruchtbaren und öden Charakter einer Hochebene hat. Weite Strecken sandigen Bodens, die mit einem kümmerlichen Graswuchs überzogen sind; Streifen Haideland, lange Striche sumpfigen Grundes, um den Schilf und Moos sich streiten, durch dessen Röhricht der schnellfüßige Kibitz streift, und den, in Schaaren von Hunderten gesellt, die Krick-Ente bevölkert — das ist Alles, was das Auge erblickt. — Doch nein, es ist leider nicht Alles; es

giebt Punkte in dieser einsamen und stillen Landschaft, welche einen noch traurigeren Anblick darbieten. Hier und da nämlich erblickt man die Wohnungen der Menschen, welche das Schicksal an diesen undankbaren Boden gewiesen hat; und wo man sie erblickt, — wie sie in Gruppen als Dörfer oder auch einzeln als Höfe, als sogenannte ‚Einöden,' an Hügelwellungen des Bodens gestellt oder im Beringe hoher Bäume da liegen, — da wendet das Auge des erschütterten Wanderers sich trübe von ihnen zurück. Denn beinahe alle tragen die Spuren, daß der unselige Krieg, der das Land verwüstet und verheert hat, auch hier in vollem ungebändigtem Maße sein Vernichtungswerk übte. Man sieht ausgebrannte Mauern, über welche ein paar noch halbverschonter rauch- und flammengeschwärzter Sparren sich erheben; an anderen Stellen liegt nur ein hoher Schutthaufe noch als Denkmal, daß hier sich einst die Wohnstätte frohen und friedlichen Menschenlebens erhob. Versengte blätterlose Bäume strecken ihre Zweige, ein kahles, schwarzes Gestrüpp, darüber aus. Die einst fruchtreichen Ackerfelder, die wie Oasen um die Dörfer her sich ausdehnten, sind streckenweise mit Gras und Unkraut überwachsen. Der Pflug zieht hier keine Furchen mehr, die Hand des Säemannes bewegt

sich nicht mehr, goldene Körner streuend, über sie hin. Was von der Bevölkerung übrig geblieben — und es ist ein winzig kleiner Theil —, das hat sich in einem Winkel der halbzerstörten Wohnungen, aus dem eingestürzten Gebälk und aus herrenlosem Material ein Dach zu nothdürftigem Schutz wider die Unbilden des Wetters hergerichtet.

Nur Eines ist schön und erhebend in dieser traurigen Oede. Das ist die großartige Alpenkette, die wie eine Riesenmauer den südlichen Horizont abschließt, als wolle sie einem glücklicheren Lande jenseits den Anblick dieser Oede und Zerstörung verwehren.

Ein bunt gemischter und großer Reisezug bewegt sich durch diese Gegend. Der größte Theil desselben besteht aus gewaffneten Reitern. Es sind meist wettergebräunte, mit tüchtigen Narben gezeichnete Leute, unter deren schwerer Bewaffnung die großen grobknochigen Gäule schwitzen — eine Race von Thieren, wie sie Wouvermann malt, nur daß diese Kinder der flandrischen, wallonischen und normännischen Ebenen bei Weitem nicht so wohlgenährt und fettglänzend aussehen, wie die runden Schimmel des niederländischen Schilderers sich uns auf seinen Bildern präsentiren. Der Reiter sind etwa hundert

alle gleich bewaffnet, mit Helm und Halb-Küraß, der die Brust bedeckt, während den Rücken nur die Riemen schützen, welche den Küraß befestigen; aus den Holftern ragen die Schäfte schwerer Pistolen mit großen deutschen Radschlössern hervor; breite gerade Pallasche in Lederscheiben schlagen die Flanken der Gäule. In ihren Lederkollern und gewaltigen Stiefeln, an denen wahre Ungeheuer von Sporen tief niederhangen, sitzen diese Reiter zwischen den hohen Sattelknäufen wie festgeklemmt da; alles ist schwer und wuchtig an ihnen; selbst das Riemenzeug der Pferde ist mit schmalen Metallplatten belegt, um es wider feindliche Hiebe im Handgemenge zu schützen.

Aber nicht blos diese martialisch aussehenden Reiter bilden den Zug; an der Spitze desselben reitet eine Gestalt, welche das Auge überrascht in dieser Umgebung erblickt. Es ist eine Frau, nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber noch immer von großer Schönheit; sie trägt ein dunkles faltiges Reisekleid, das mit schwarzen Sammtstreifen besetzt ist und, so einfach es erscheint, doch dem schlanken, zierlichen Wuchs der Dame seine volle Geltung verleiht; und obwohl sie etwas lässig, wie ermüdet von der Reise, auf dem Rücken ihres

Pferdes ruht, bewahrt ihre Haltung doch eine auffallende Anmuth, und ihre dunklen Augen streifen mit einem Ausdruck von Feuer und Keckheit, der sehr wenig von Ermüdung spricht, über die weite Wegstrecke vor ihr hinweg. Ein großer Männerhut mit niedergelassenem Rande, der sich, den Bewegungen des Pferdes folgend, schlapp auf und nieder schaukelt, und so seinen Schatten bald nur auf die schmale Stirn, bald bis tief hinab über Wangen und Kinn wirft, giebt der ganzen Erscheinung übrigens einen auffallenden Zug von Abenteuerlichkeit; und denselben Charakter hat ein neben ihr reitender Mann in reiferen Jahren dadurch erhalten, daß er zu seinem grünen Sammtwamms mit schmalen Goldtressen und fliegenden langen Aermeln sich ein koket aufgekrämptes feines Damenhütlein mit weißen Federn daran aufgestülpt hat.

Hinter diesen zwei vordersten Gestalten im Zuge folgen zwei andere Frauen in Reitkleidern und zu Pferde, und dann eine Gruppe von einem halben Dutzend von Dienern, die ebenfalls bewaffnet sind. Zwei Maulthiere tragen hinterher eine leere Sänfte; andere Saumthiere sind mit Gepäck und Kisten beladen und schließen den Zug.

„Mon Dieu! Wie schwer ist Euer Hut, Tavan-

nes!" spricht die Dame in französischer Sprache endlich mit einem leisen Stoßseufzer zu ihrem Begleiter; „mein Kopf glüht darunter!"

„Und doch," lautete die Antwort des Angeredeten, „würde mir noch heißer werden unter Eurem leichten Hütchen, Madame, wenn uns jetzt plötzlich hier der Herr Herzog begegnete! Was würde er denken? Und wenn uns so Messire Tallemand des Reaux sähe — welches boshafte kleine Capitel würde er seinen maliciösen Histörchen hinzufügen!"

Die Dame lachte fröhlich auf.

„Ihr könnt Euch immer noch nicht beruhigen, Tavannes, daß ich Euch gezwungen habe, in dieser Wildniß die Etikette zu verletzen? Geht, Ihr seid ein lächerlicher Mensch! Aber mein Hut steht Euch vortrefflich. Eure lange, braune Nase tritt so keck eroberisch darunter hervor, daß Ihr, fürchte ich, allen jungen Hofmägden in unserer nächsten Herberge werdet gefährlich werden . . aber macht Euch gefaßt darauf, mon cher Tavannes, ich werde dafür sorgen, daß die Verwüstungen nicht unbekannt bleiben, die Eure Grausamkeit unter den Herzen dieser armen deutschen Landschönen anrichtet! Seht, seht, da begegnet uns so etwas," fuhr die Dame lachend fort, auf eine Gruppe von zwei Bauern und

einer jungen Bäuerin deutend, welche des Weges daher kamen und erschrocken vor dem reisigen Zug seitwärts auswichen; „wahrhaftig, die Schöne hat Euch erblickt und nimmt Reißaus vor Euch wie Daphne vor Apoll. Comme elles sont affublées drôlement, dies Weibervolk! Statt der Schuhe tragen sie schwere und hohe Männerstiefel bis ans Knie; in dieser anmuthigen Gegend beginnt ein Rock-Ungeheuer mit hundert Falten, das ihnen bis unter die Arme reicht; und vor der Brust tragen sie ein festes Brett, wie um sich damit den Busen zu vertreiben — können sie denn da noch Kinder stillen, Tavannes?"

„Madame," erwiederte der Begleiter der jungen Frau mit unerschütterlichem Ernst, „ich muß gestehen, daß ich bis heute diesen Gegenstand nicht genau untersucht habe!"

„Mauvais plaisant! Aber welche große Köpfe haben sie!" fuhr die Dame im Plaudern fort. „Das ist ein Nationalfehler: die Deutschen haben zu große Köpfe, die Engländer haben zu lange Beine, die Franzosen haben zu kurze Beine und zu große Nasen, Tavannes!"

Tavannes fuhr mit der Hand, die in einem weiten Stülphandschuh vergraben stak, gutmüthig lächelnd über sein braunes Gesicht, in welchem eine

allerdings etwas stark ausgebildete und gefärbte Nase von kühnem Schwunge der bemerkenswertheste Theil aller Züge, die zusammen es darstellten, war.

„Und doch kenne ich eine französische Nase,“ versetzte er, „welche gerade wegen der berührten Eigenschaft ein sehr angenehmer Reisegefährte ist.“

„Und weshalb?“

„Weil sie auf dieser langen und anstrengenden Tour nicht aufhört, die heitere Laune der Frau Herzogin im Blühen zu erhalten.“

„O Tavannes, ich würde an Eurer Stelle nicht von meiner Nase und vom Blühen so unvorsichtig in Einem Athem sprechen!“ fiel neckend die Dame ein. „Aber Ihr habt Recht, daß Ihr Euch nicht darauf tanzen laßt, denn Ihr wißt, die Welt ist unbescheiden, und man könnte gleich eine Redoute daraus machen wollen. Doch nun gebt mir meinen Hut wieder; wahrhaftig, Euer auf- und niederschlappendes Ungeheuer ist mir zu schwer. Ich meine, ich habe ein Rad auf dem Kopfe, wie ein Bauerhaus in der Picardie, damit die Störche darauf zu nisten kommen.“

Tavannes nahm die kleine zierliche Kopfbedeckung ab, welche er bisher auf das Geheiß seiner Gebieterin — denn das war die Dame, die er als

Ecuyer und Reise-Marschall begleitete — getragen hatte, und reichte den Hut derselben, während er seinen großen Männerhut zurücknahm.

„Tavannes," sagte die Dame jetzt mit einem Seufzer, „wenn ich gewußt hätte, welchen schrecklichen Weg Ihr mich führen würdet, so hätte ich Eure Rathschläge, ihn einzuschlagen, nicht befolgt. Ich hätte doch den Weg durch die Pfalz und den Rhein hinab nehmen sollen."

„Unmöglich, Frau Herzogin," fiel der Stallmeister lebhaft ein — „wir wären dann ohne Zweifel heute bereits in den Händen Spinola's und der Spanier...."

„Ah bah!" versetzte die Herzogin mit einer lebhaften Bewegung des Kopfes.

„Während wir," fuhr Tavannes fort, „auf dieser Route, wenn sie auch einen großen Umweg beschreibt, in vollständiger Sicherheit ziehen können. Hier ist alles Land bis zum Main hinab in den Händen unserer Kriegsvölker oder ihrer Verbündeten; es kann nicht Nachmittag werden, ohne daß wir auf Truppen Turenne's oder auf die Schweden Wrangel's stoßen."

„Und wenn wir mitten in die Kaiserlichen oder die Spanier hinein geriethen," warf die Herzogin ein — „müßten sie nicht das Völkerrecht in uns respectiren?"

Tavannes schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, Madame, ob sie ganz geneigt dazu wären, in der Frau Herzogin von Longueville einen bevollmächtigten Orator des allerchristlichsten Königs anzuerkennen, oder gar den diplomatischen Charakter unserer Escorte, dieser Schwadron auserlesener Kürassiere, als außer Frage und zweifellos unangefochten zu lassen."

„O, die deutschen Schnauzbärte wären sicherlich so gutmüthig," lachte die Herzogin — „ich würde mich mit einigen seelenvollen Worten an ihr ‚Gemüth' wenden."

„Ich zweifle nicht, daß Ihr Wunder thun würdet, Madame," versetzte Tavannes lächelnd; „und doch," fuhr er fort, „giebt es unter den Deutschen Leute, mit denen auf dieser Reise in Berührung zu kommen, mir, als Eurem Reise-Marschall, fataler wäre, als dem leidigen Gottseibeiuns zu begegnen. Messire Jean de Werth zum Beispiel."

„Ach, Jean de Werth — der ist bis tief in Böhmen hinein zurückgeworfen, ins Zigeunerland, wohin er gehört."

„Aber wer weiß, ob es ihn hindert, nicht schon jetzt irgendwo in Franken oder am Rhein sein Wesen

zu treiben! Dieser Mensch ist so unberechenbar, wie ein böser Kobold."

„Tavannes," antwortete die Dame mit einem Anfluge von Schmollen, „Ihr habt eine seltsame Weise, Eure Gebieterin zu unterhalten, indem Ihr sie mit Gespenstergeschichten von Jean de Werth langweilt. O mein Gott," setzte sie gähnend hinzu — „ich wollte, wir wären am Ziele unserer Reise!"

„Wenigstens liegt jetzt das Ziel unseres Vormittagsmarsches vor uns," erwiederte der Stallmeister. „Dort der Ort am Fuße des Hügels muß es sein! — Giles," wandte er sich dann an einen der Diener, welche hinter ihm ritten, „fragt den Führer, ob jenes halbzerstörte Dorf dort an der Höhe unser Etappenort ist."

„Sendet unsere Eclaireurs voraus," befahl die Herzogin, „damit wir nicht unangemeldet dieses melancholische deutsche Nest mit dem Glanze unserer Gegenwart überfallen."

Der Diener, welchem dieser Befehl gegolten hatte, wandte sich jetzt zu einem Bauernburschen, der als Führer auf einem Saumthiere mit im Zuge ritt, und nachdem er mit demselben in sehr gebrochenem Deutsch einige Worte geredet hatte, gab er den Reitern einen Wink. Vier von diesen schwenkten

vom Zuge ab und eilten in gestrecktem Trabe an der Herzogin vorüber und dem Dorfe, welches vor ihnen lag, zu, um es zu besetzen, bevor die hohe Reisende es erreichte.

Zweites Capitel.

Wer den General de Werth,
Zu Fuß und zu Pferd,
Nicht hochansehnlich ehrt,
Derselbige ist nicht werth,
Daß er soll tragen ein Schwert,
Allhier auf dieser Erd.

Alter Reim.

Das Dorf, welches das nächste Reiseziel der Personen, die wir in der vorigen Abtheilung kennen lernten, bildete, war halb zerstört und niedergebrannt, wie alle übrigen in dieser vom Kriege vorzugsweise mitgenommenen Gegend. Doch war ein neben der Kirche liegendes Gehöft, welches als Schenke diente, so gut wie möglich wieder zusammengeflickt, und während der hintere Theil des Hauses nicht besser als die Nachbarhäuser aussah, war die vordere Hälfte, da wo Küche und Schenkstube lagen, mit

einer neuen Strohbedeckung gegen das Wetter geschützt. Im Innern barg diese Schenkstube, die geräumig und kühl und oben gewölbt war, wie man es noch in Süddeutschland häufig findet, manche Spuren, daß ein solider Wohlstand in diesem Hause geherrscht, bevor der Krieg, der nun seit dreißig Jahren Deutschland verheerte, die verderbende Fackel in dieses Land geschleudert hatte. Einige Armsessel mit schön geschnitzter Arbeit aus schwarzem Eichenholz, zwei schwere kostbare Schränke in den Ecken und eine Anzahl blanker zinnerner Kannen, die an den Wänden gereiht hingen, deuteten noch darauf hin. Manches andere Geräth war dagegen wieder durch die nothdürftigsten Hilfsmittel ersetzt; und was am allermeisten von den Leiden des Krieges sprach, das waren die Bewohner dieses Hauses selbst. Es waren eine blödsinnige Person von etwa vierzig Jahren, die über die Behandlung, welche sie von den Schweden nach der Schlacht bei Lechhausen erlitten, den Verstand verloren hatte und still vor sich hinbrütend in der Küche am Herdfeuer saß; dann der Wirth, ein langer, blasser, unheimlicher, immer lächelnder, aber nie den Mund zum Sprechen öffnender Mensch, der fortwährend unstät im Hause umherging, bald in den Ställen, bald auf dem Speicher, bald im

Keller war, niemals aber da, wo man seiner eben bedurfte. Ein alter Knecht, dessen Tagesarbeit zur Hälfte darin bestand, den Wirth zu suchen, wenn er irgendwo stak, wo man seiner gerade am wenigsten bedurfte, vollendete die Zahl der sämmtlichen Hausbewohner.

Das letzterwähnte thätige Individuum hatte diese Art der Arbeit jedoch nie ärgerlicher verwünscht und verflucht, als am heutigen Morgen, wo sein Herr gerade umherfuhr, als sei er auch nicht viel mehr bei Sinnen, denn seine blödsinnige Schwester, und wo es doch alle Hände voll zu thun gab. Schon zwei Trupps von Gästen waren angekommen, und bei dem einen Trupp ein ganzer Haufe Reiter hinterdrein. — Diese Reiter trugen die kaiserlichen Feldbinden — woher sie kamen — in diese Gegend, die zur Zeit völlig in der Gewalt der Schwedischen und Franzosen —, das war mehr, als das unstäte Gehirn des Wirthes oder das seines vielgeplagten Knechtes zu enträthseln im Stande war. Auch mochten sie sehr wenig darüber nachgrübeln; ihnen gegenüber blieben alle Kriegsvölker sich gleich, mochten sie dienen, unter welchen Farben sie wollten: „Leuteschinder“ waren sie alle, gleichviel ob sie hüben oder drüben standen!

An der Spitze des Reiter-Geschwaders waren zwei Officiere ins Dorf eingeritten; ein älterer Mann, eine kräftige, untersetzte Gestalt mit einer dicken, rothen Schmarre über dem Gesicht, und ein noch junger Mensch, der nicht viel über zwanzig Jahre haben konnte. Gleich nach ihnen war der zweite Trupp angekommen, bestehend aus einem alten hinfälligen Manne und einer jungen Dame nebst einem Reitknechte; und die zwei früher gekommenen Officiere hatten diese letzteren herzlich begrüßt, als ob sie sie erwartet hätten und sich hier ein Stelldichein gäben.

Die Reiter fouragirten jetzt im Dorfe umher, die Ställe der Schenke waren von den Pferden der Officiere und der jungen Dame eingenommen. — In der Gaststube drinnen aber saßen die letzteren selbst und waren im eifrigsten Gespräche mit einander. Auf dem großen Speisetische lag eine Karte aufgeschlagen; darüber beugten sich die beiden alten Herren, und der mit der gewaltigen Schmarre und dem bärtigen, echt wallonischen Reitergesichte fuhr hastig mit seinem schweren knochigen Zeigefinger darauf umher.

„Habt Ihr nun noch Zweifel, Oberst Leynen, daß der alte Werth, dem sie nachsagen, er könne

nur darauf losschlagen, auch einen hübschen feinen Plan aussinnen kann? He! Was sagt Ihr dazu, Oberst?"

„Es ist so fein ausgesonnen wie ein Schachspiel," antwortete der alte Mann. „Sie müssen Euch ins Garn laufen, als seien sie selber die Hirsche, die sie hetzen — wenn nur alle Eure Geschwader im rechten Augenblicke auf dem rechten Flecke sind!"

„Dafür ist gesorgt, alter Knabe," fiel Johann von Werth — denn niemand Geringeres, als der berühmte Reiter-General des dreißigjährigen Krieges war der Redende — ein. „Ihr sollt etwas von ihnen zu sehen bekommen, bevor eine halbe Stunde vorüber ist. Dann rückt Rheinach hierhin am Rande dieser Hügelreihe vor; Enkevort mit den Croaten muß durch diese Waldgegend, hier links auf der Karte, bis sie wieder aufs offene Blachfeld kommen, wo sie sich aufstellen und ihre Linien entwickeln können; ich ziehe mit dem Mitteltreffen von hier geraden Weges auf das Dorf Feldmoching, werfe die Schweden, die es besetzt halten, über den Haufen, und dann reiten wir in das Gehege ein, um Theil an der Jagd zu nehmen. Rheinach und Enkevort folgen mir, jener deployirt sich nach links, dieser nach

rechts — dann vorwärts, und — wahrhaftig, es soll eine lustige Hatz werden!"

„Also beide Wrangel sagt Ihr und Turenne?"

„Alle drei! Bei Tagesgrauen sind sie von Dachau ausgezogen, um dem Kurfürsten von Baiern seine Hirsche im Gehege von Feldmaching zu jagen. Rings um den Forst, seht Ihr, ist Sumpf — wenn ich den einzigen Zugang, dort wo die Erdzunge in den Wald führt, in meiner Gewalt habe, so sind sie in der Falle, und wir fangen sie, sammt ihren sechszehn Schwadronen, die sie zur Bedeckung bei sich haben."

„Aber um Gottes willen, General, wie habt Ihr den Marsch zu Stande gebracht? Man glaubt Euch weit hinter der Isar, und Ihr seid plötzlich hier, ohne daß Eine Menschenseele Euch hier erwartet!"

„Ich bin eben über die Isar hinüber gesetzt," antwortete Johann von Werth. „Die besten Leute aus allen Corps habe ich mir ausgesucht," fuhr er fort. „Weder Mäntel noch Futtersäcke habe ich sie mitnehmen lassen, um die Burschen alert zu halten. Wahrhaftig, wenn wir unsere Gäule nicht traben ließen, wozu wendeten wir Hufeisen an sie?!"

Der Oberst Leynen richtete noch einmal den Blick auf die Karte, welche Werth vor ihm ausgebreitet hatte. Leynen war ein alter Soldat, der an

der Seite seines Generals manchen Hieb auf Dänen, Mansfelder, Franzosen und Schweden geführt hatte. Aber Oberst Leynen war alt und gebrechlich geworden über dem langen Kriegführen, das ihm obendrein eine hübsche Zahl tüchtiger Wunden eingetragen. Er hatte den Dienst quittirt und bewohnte jetzt mit seiner einzigen Tochter ein Gut, welches ihm vom Kurfürsten von Baiern für seine langen treuen Dienste im Heere der Liga geschenkt worden war; da hauste er jetzt auf dem festen Schlosse, das, mit Mauern und Gräben gegen den Ueberfall einer Streifpartie gesichert, einsam auf der Hochebene lag, und ließ draußen in der Welt die Stürme des Krieges forttosen, denen er jetzt nicht mehr folgen konnte. Leynen's Schloßburg war etwa vier Stunden entfernt, sie lag weiter nach Süden hin, in der Nähe des schönen Ammer-Sees. Dort hatte der alte Krieger am Abende zuvor einen Brief erhalten, der also abgefaßt war:

„Nachdemalen alle und jegliche dispositiones solcher Gestalten getroffen, daß mit dem morgigen Tage ein großes Treibjagen in Seiner kurfürstlichen Durchlaucht von Baiern Gehege bei Feldmaching abhalten kann, als wollte ich Euch, insonders lieber und günstiger Kumpan, gebeten haben, Euch morgen

genau umb die zehn Uhren in der Schenke zu Haidbruck einzufinden, allwo die übrigen Waidgesellen ihr Stelldichein angewiesen erhalten haben. Euer dienstwilliger Freund und Diener Johann von Werth, der römisch kaiserlichen Majestät General über dero Cavagleria.'

,Nota bene: Wann Euch das Zipperlein nicht plackt!'

Der greise Kriegsmann war in hohem Grade erfreut gewesen über diese unerwarteten Zeilen eines alten Freundes. Er erkannte ganz darin seinen wackeren General. Mitten unter den Zurüstungen einer militärischen Operation sich erinnern, daß ein alter Kriegsgefährte nicht fern vom Schauplatz der Unternehmung in der Zurückgezogenheit lebe, daß es diesem eine Freude für den ganzen Rest seines Lebens sein werde, so herbeigerufen zu werden, ein Zeuge von schönen und kühnen Thaten der alten Waffengenossen zu sein, und um noch einmal die kaiserlichen Standarten im Felde fliegen zu sehen, noch einmal die Horn-Signale seiner siegreichen Panzer-Reiter, die er einst selber geführt, zum Angriff blasen zu hören — an so etwas sich erinnern, und in solcher Stunde — ja, das konnte nur Johann von Werth! Mit fieberhafter Hast rief der alte Herr alsogleich seinen

getreuen Diener Wolfhart herbei; der mußte nach Waffen und Sattelzeug sehen, und den Hengsten die doppelte Ration Hafer einschütten lassen, und die Reiterpistole laden und an dem gelben Tuchkoller bürsten und nach hundert anderen Dingen schauen.

„Wen nehmt Ihr mit Euch, Vater?“ fragte während dieser Zurüstungen Ulrike, Leynen's schlankes blondes Kind, das eine Weile stumm des Vaters aufgeregtes Wesen beobachtet hatte.

„Wen? Nun, den Wolfhart und ein paar Knechte noch . . .“

„Und ich soll allein zu Hause bleiben?“

„Du? Du willst doch nicht etwa dabei sein, wenn der General de Werth kommt, um ‚eine seiner Treibjagden zu halten?‘ Das sind Lustpartieen, Kind, bei denen es wild hergeht!“ — Und der alte Troupier lachte aus vollem Halse vor Fröhlichkeit über die scherzhafte Redensart in dem Briefe seines alten Cameraden, hinter der, das wußte er schon, ganz andere Dinge stecken würden!

„Ich möchte nun aber doch dabei sein,“ versetzte das junge Mädchen. „Ich wüßte nicht, mein Väterchen, weshalb ich nicht einmal eine Hirschjagd mit ansehen soll. Gönnst Du das Deiner Ulrike nicht?“

„Possen! Das ist nichts für Weiber!“ antwortete

der Oberst und lief, auf seinen Krückstock gestützt, zum Gemache hinaus, um selbst in den Stall zu gehen und nach seinen Gäulen zu sehen.

Des Obersten Töchterchen aber schien anders zu denken. Sie wußte, daß ihr Vater an ihre Pflege und an ihre Nähe gewohnt war, daß er täglich, stündlich ihrer bedurfte — und was Johann de Werth auch vorhaben mochte — es konnte nichts sein, was Ulrike abhalten mußte, ihren Vater wenigstens bis zu dem Stelldichein zu begleiten; war große Gefahr und Anstrengung dabei, dann hätte der General den alten Mann sicherlich auch nicht dazu geladen. Unerschrocken und an den Anblick von Kriegsvölkern und Waffen gewohnt, war Leynen's willensstarke Tochter ja längst; vielleicht war auch noch etwas Anderes da, was sie nun einmal darauf bestehen ließ, den Vater zu begleiten; kurz, sie hatte es sich vorgenommen, und daß das blonde Fräulein, was sie sich vorgenommen, mitunter auch durchzusetzen wußte — das geht am besten daraus hervor, daß wir sie mit dem Vater und dem getreuen Reitersmann, dem Wolfhart, am heutigen Morgen ja richtig in der Schenke zu Haidbruck gefunden haben.

Ihre Schlachtplane also beriethen und besprachen die beiden alten Herren, die an dem Tische

unter dem großen rundbogigen Fenster saßen. Unterdeß war ihnen gegenüber, in einem anderen Theile des Gastzimmers, so etwas wie eine kriegerische Unternehmung, wie eine Belagerung und Uebergabe längst in vollem Zuge, nur daß die beiden ergrauten Soldaten nichts davon wahrnahmen. Ulrike Leynen saß in dem Lehnstuhle, der am anderen Ende des Raumes stand, hinter dem großen Kachelofen, dessen jetzt unnütze, breit sich vorschiebende Gestalt einen allerliebsten kleinen Schmollwinkel bildete. Neben ihrem Stuhle, die Arme über der Brust verschlungen, stand der junge Officier, der mit Johann von Werth gekommen; es war sein Sohn, Johann Anton von Werth, der unter dem Vater diente und als Rittmeister die Schwadron von Kürassieren befehligte, welche augenblicklich dem General zur Bedeckung dienten und die einzigen Truppen waren, die er unmittelbar bei sich führte. — Anton von Werth sprach gar eifrig und lebhaft dem jungen Mädchen zu, das, die großen blauen Augen aufschlagend, schweigend zu ihm empor blickte. Sie antwortete nur zuweilen durch ein kurzes Wort, das leiser noch, als Anton sprach, geflüstert wurde und eine Verneinung oder einen Einwurf enthalten mußte, denn meist schüttelte sie ihren rosigen blonden Kopf dazu.

Es schien aber endlich, daß der kleine Krieg, der hier so still geführt wurde, bis zu einem Waffenstillstande gedieh. Ulrike streckte nämlich ihre Hand aus, welche Anton von Werth eifrig erfaßte.

„Also bis nach dem Frieden!" sagte er. „Es ist ein seltsamer Wunsch von einem Soldaten, und doch sage ich aus tiefstem Herzensgrunde: Gott schenke ihn uns!"

„Ihr seht es selbst ein, Anton," flüsterte Ulrike. „Kann ich den Vater verlassen? Und Ihr, der fortwährend ein unstätes Reiterleben führen muß, könnt Ihr mir und dem Vater denn wohl einen festen, geschützten Herd bieten? Wir müssen eben Geduld haben, Anton, . . . sie sollen ja auch eifrig darüber aus sein, die Gesandten der großen Mächte und Potentaten, den Frieden abzuschließen."

„Die Gesandten?" fiel Anton von Werth mit einem Seufzer ein. „Jawohl, sie sollen sehr eifrig darüber aus sein! Vielleicht sind sie noch vor Ablauf dieses Jahres im Klaren darüber, ob nur den Botschaftern oder auch den anderen Gesandten ein Lehnsessel und die Excellenz in den Curialien beizulegen! Aber ich will Geduld haben, Ulrike — ich will mich trösten damit, daß, je länger der Krieg dauert, desto größer für mich

auch die Hoffnung wird, noch eine Gelegenheit zu finden, etwas Rühmliches zu thun."

„Etwas Rühmliches zu thun?" fiel verwundert Ulrike ein — „was soll das heißen, Hitzkopf Ihr! seid Ihr nicht immer nur zu verwegen und im Handgemenge der Vorderste?"

„O, ist das Spott, Ulrike? Sich schlagen — das kann der letzte Reiter! Sagt einmal — nähmet Ihr mich, wenn ich weiter nichts vollbracht hätte als das? wenn der Anton von Werth nichts hätte, als seine derbe Faust und bescheidene Officier-Bestallung? wenn er nicht der Sohn des berühmten Feld-Obersten Johann von Werth wäre?"

Ulrike blickte wieder wie vorhin zu ihm auf, aber in dem Ausdruck ihrer Züge mischte sich zu der reinen gläubigen Hingebung, die sie früher zeigte, etwas, das wie ein Anflug von Schelmerei aussah.

„Jedenfalls kann ihm das Letztere nicht schaden," versetzte sie; „denn wenn er nun als gestrenger Eheherr gar zu gebieterisch ‚das Regiment führt', so hat eine arme Frau doch den Trost, daß er über sich einen Feld-Obersten hat, der noch strengeres Regiment führt und der ihr beisteht!"

„O, Ihr fahrt mit einem Scherz darüber fort, Ulrike, und doch wißt Ihr nicht, welche wunde Stelle

das in meiner Brust ist! Mir sagen zu müssen, daß ich selbst so gar nichts bin, als der Sohn meines Vaters, daß alles, was sich Rühmliches an einen Namen knüpfen kann, von ihm vorweggenommen ist, und daß ich in jeder Miene, welcher ich begegne, es geschrieben lese . . ."

Anton von Werth's eifriges Gespräch wurde in diesem Augenblick unterbrochen.

Die beiden alten Herren waren in ihren strategischen Betrachtungen des Terrains, auf welchem der ‚schwedische Bär' und der ‚französische Fuchs', wie Johann von Werth sich ausdrückte, gehetzt werden sollten, fortgefahren, als der Oberst Leynen plötzlich den Einwurf machte, daß in einer Gegend, durch welche eine der Reiter-Abtheilungen Werth's defiliren sollte, ein ‚Moos', das heißt, eine sumpfige Niederung sich ausdehnen müsse, die für Cavallerie nicht zu passiren sei. Johann von Werth fand diese Stelle auf seiner Karte nicht angegeben, aber um sicher zu gehen, wandte er sich rasch an seinen Sohn.

„Nimm Deine Schwadron, Anton, recognoscire die Gegend," befahl er.

Anton stand plötzlich wie ein Untergebener in straffer Haltung vor seinem Vater.

„Was, befehlt Ihr, soll ich recognosciren?"

Johann von Werth zog seine dunklen Brauen zusammen und blickte Leynen an.

„So ist der Junge!“ sagte er; „um all unser Reden hat er sich nicht den Pfifferling gekümmert, als ginge so etwas einen Burschen, der des Kaisers Feldbinde trägt, nicht im Entferntesten etwas an . . . Herr, Du mein Gott, da war ich anders, als ich war wie der!“

Anton von Werth war in strenger Zucht aufgewachsen. Aber heute, in Ulrikens Gegenwart ertrug er Vorwürfe nicht, die er sonst schweigend hinzunehmen gewohnt war. Die tiefe Reizbarkeit, welche, durch eine zu strenge Erziehung geweckt, in ihm versteckt lag, warf die Maske schweigender Unterwürfigkeit ab. Mit dunkelroth flammenden Wangen sagte er:

„Ihr könnt mir nicht vorwerfen, Vater, daß ich der kaiserlichen Feldbinde nicht Ehre gemacht! Ich habe mit Ulrike Wichtigeres zu reden gehabt!“

Johann von Werth's Antlitz verzog sich zu etwas ganz Anderem, als Anton erwartete; er glaubte dem Zorn seines Vaters begegnen zu müssen; aber war es nun, daß seines Sohnes entschiedenes, selbstbewußtes Auftreten diesem gefiel, oder hatte in der That Anton's Versicherung, daß er wichtigere Dinge mit einem jungen Mädchen zu verhandeln gehabt,

etwas Komisches für den General -- genug, seine braunen Züge verzogen sich zu einem Lächeln. Anton war an solche Milde wenig gewohnt, so daß er dieses Lächeln für den Ausdruck des Spottes nahm und nur noch zorniger fortfuhr:

„Ja, Vater, ich habe mit ihr zu reden gehabt, ein ernstes und wichtiges Gespräch, das wohl werth, Eure Kriegsberathung dort darüber zu vergessen; ich habe um sie geworben und habe ihre Zusage erhalten, und fahrt Ihr auch jetzt wieder dazwischen, wie Ihr's schon so oft gethan, wenn Ihr Euren Sohn die Hand nach einem Wunsch ausstrecken saht — dann, bei Gott . . , Vater, wir haben eine Schlacht vor uns — schwedische Eisen und französische Kugeln."

Des alten Feldherrn Stirn verfinsterte sich. Die breite Narbe, welche quer darüber und über die Wange lief, zeigte sich dunkelroth gefärbt.

„Rittmeister von Werth," sagte er mit rauhem Tone, „blickt hierhin auf die Karte; am Fuße dieser Sandhügel soll sich ein Sumpf ausdehnen. Nehmt Eure Reiter mit Euch, recognoscirt die Gegend und stattet Rapport ab."

„Zu Befehl, Excellenz!" antwortete Anton von Werth mit unterdrückter Stimme und verließ die Gaststube. Gleich darauf hörte man draußen vor

dem Hause ein kurzes Hornsignal, das die Schwadron in die Sättel rief.

Werth hatte unterdeß die Arme untergeschlagen und ging schweigend in dem Gemache auf und ab.

„Es ist eine Noth mit dem Jungen!“ sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer.

„Ihr habt ihn doch am Ende wohl etwas zu kurz gehalten —“ wagte Oberst Leynen zu bemerken.

Der Feld-Oberst schüttelte den Kopf.

„Er hat kein Herz für seinen Alten — das ist's!“ antwortete Werth, doch so, als ob er die Worte mehr für sich, als für Jemand anders spräche. — „Aber,“ fuhr er fort, „laßt uns über all dieses nicht das Gute dabei vergessen — Ulrike — also — hat er wahr gesagt, der trotzige Bursche?“

Johann von Werth legte seine breite Faust mit väterlicher Zärtlichkeit unter das Kinn des jungen Mädchens und hob ihr purpurrothes Gesicht empor, daß sie Mühe hatte, ihre Augen tief genug niedergeschlagen zu halten, um ihm in ihrer Verlegenheit nicht ins Antlitz blicken zu müssen.

„Die Freude erlebe ich also doch an dem Jungen, daß er mir eine so wackere Schwiegertochter zubringt! Darüber soll ihm viel vergessen sein. Das wird eine Hausfrau abgeben für mein verödetes

Schloß zu Benatek — aber Leynen, alter Camerad, Ihr seid ja noch gar nicht einmal gefragt! Nun, Ihr schlagt doch ein?"

Leynen ergriff eifrig die dargebotene Hand des alten Waffengefährten.

„Was könnte ich Besseres verlangen für meine alten Tage?"

Ulrike eilte auf ihren Vater zu. Sie legte ihre Wange an seine Brust, und während Leynen einen Kuß auf das blonde Haar seines Kindes drückte und seinen Arm um ihre Schultern legte, sagte sie:

„Aber nie, nie verlasse ich mein Väterchen — nicht wahr, Vater, wenn der Friede gekommen und den Menschen erlaubt ist, nach all dem Kriegsleid und Elend an sich selbst zu denken und an einen friedlichen Herd, an welchem sich das Glück zwischen uns niederlassen kann — dann, Väterchen, dann ziehst Du mit uns nach Benatek . . ."

„Wenn der Friede gekommen ist und der alte Knochenbau, der ehemals ein Dragoner war, dann noch zusammenhält," versetzte Leynen — „und wenn der Johann de Werth dann ein Quartier für uns hat . . . ."

„O, Ihr kennt Benatek nicht, alter Leynen, wenn Ihr glaubt, da sei nicht Raum genug für

uns alle und Euren treuen Reiter Wolfhart, und auch noch für zwanzig andere Bursche wie wir; Ihr kennt es nicht, wenn Ihr glaubt, der alte Werth werde da nicht einmal, wenn er sich zur Ruhe setzt, einen Cameraden nöthig haben, mit dem er seinen Tabak rauchen, seinen Ungar trinken und von den langen Feldzügen schwatzen kann! Das ist eine stille Gegend, mein Benatek; im Städtlein drunten wohnt kein gescheidter Mensch, Niemand als ein vermaledeiter Čeche von Pfarrer, der kein Wort deutsch versteht — nun, um die beiden jungen Leute zusammen zu geben, dazu wird er noch immer gut genug sein, und dann, Leynen, dann . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Rede des Feld-Obersten unterbrochen. Wolfhart, Leynen's Reiter, kam hastig in die Wirthsstube, und mit einem Gesicht, das in jeder Miene zeigte, wie außerordentlich die Botschaft sei, welche ihn herbrachte, sagte er:

„Herr, es kommen Reiter auf das Dorf zu, die nicht zu den Unseren gehören. Es müssen Franzosen sein, soviel an den Feldbinden und der Bewaffnung aus der Ferne zu erkennen."

„Wie viel?" fragte Werth.

„Ein Cornet mag es sein — doch sind auch Weiber dabei."

„Ein Cornet? das ist jedenfalls genug, um uns aufzuheben," bemerkte Leynen etwas bestürzt.

„Ihr habt die Bedeckung mit Eurem Sohne fortgeschickt," sagte Ulrike ängstlich.

„Soll ich mich auf den Gaul werfen und den Rittmeister mit seiner Truppe zurückbeordern?" fragte Wolfhart.

„Den würdest Du schwerlich einholen, alter Bursche," antwortete nach kurzem Besinnen der General. „Auch brauch' ich ihn da, wohin ich ihn sandte . . . laß sehen, welche Stunde ist's?"

Der General zog aus der Brusttasche seines Kollers die schwere nürnberger Uhr, blickte darauf und dann sagte er:

„Geh nur, Wolfhart, und wenn die Franzosen mit Dir reden, so bist Du eben nicht dazu aufgezogen, französisch zu parliren — geh und sei ruhig. Führe das Fräulein fort, dort in die Nebenkammer."

Ulrike folgte Wolfhart, um dem Befehle des Feld-Obersten zu gehorchen. Als sie an diesem vorüber ging, legte Werth seine Hand auf ihre Schulter.

„Hab' keine Angst, mein Töchterlein!" sagte er und blickte ihr mit solcher Seelenruhe lächelnd ins Gesicht, daß beim Anblick dieser kaltblütigen Zuversicht ihr eigener Schrecken schwand.

„Vater!“ sagte sie nur noch, Leynen winkend, als ob er ihr folgen solle.

„Ei, seht doch die eigennützige Dirne!“ schalt der General. „Daß der Werth sich vor Franzosen nicht verkriecht, weiß sie schon — aber seinen einzigen Beistand, den will sie ihm fortnehmen, daß er ganz allein ist, sich zu wehren, wenn die Schnapphähne ihm an Hals und Kragen wollen! — Nein, laßt den Leynen nur da, der muß bei mir bleiben und mir helfen.“

„Geh, Ulrike!“ fiel Leynen ein.

Ulriken war, um ihres Vaters willen, ein Theil ihrer früheren Beklommenheit zurückgekehrt, aber sie gehorchte schweigend.

„Nun fort mit der Karte, Leynen;“ sagte Johann von Werth jetzt, als die beiden Obersten allein waren, indem er das Blatt klein zusammenfaltete und zu seinem nürnberger Ei in die Brusttasche schob; „wir müssen ein paar simple Reitersleute sein, weiter nichts — an unseren Wämsern ist nichts, was uns verriethe.“

„Die Feldbinden aber“ — fiel Leynen ein.

„O, nichts da! des Kaisers Feldbinde ablegen? Wegen einer Hand voll wälscher Galgenstricke? Die meine bleibt sitzen!“

„Wie Ihr meint, General," antwortete Leynen ruhig.

Die beiden ergrauten Soldaten nahmen jetzt still auf der Bank Platz, welche hinter dem großen Tische an der Wand entlang lief. Da sich das Fenster in derselben Wand ziemlich hoch über ihren Köpfen befand, so hatten sie den Vortheil, im Schatten zu sitzen und nicht gleich scharf ins Auge gefaßt werden zu können.

Man hörte bald draußen Hufschläge, lebhaften Wechsel von Stimmen, worunter eine helle, sehr wohlklingende Frauenstimme sich bemerkbar machte, Gerassel von Schwertern und Sporen, und dann flog die Thür der Gaststube auf.

Drittes Capitel.

Ihre Fingerspitzen auf den Arm des Stallmeisters Tavannes legend, trat die Herzogin von Longueville in die Wirthsstube ein. Eine der sie begleitenden Kammerfrauen, die dicht hinter ihr ging, hatte die Schleppe des langen weiten Reitkleides ihrer Gebieterin aufgenommen; die zweite Kammerfrau folgte mit einer Cassette unter dem Arm.

Tavannes eilte, den Sorgenstuhl, welchen vorhin Ulrike eingenommen hatte, aus seinem Winkel hervor zu ziehen und an den Tisch zu rücken.

„Aber, Tavannes," sagte die Herzogin, nachdem sie sich darin niedergelassen und dann sofort wieder aufgestanden war — „soll ich denn in diesem harten Stuhl-Ungeheuer, das eine wahre Marterbank ist, noch obendrein so sitzen, daß mir alles Licht ins Gesicht fällt?"

Tavannes sprang herzu und wandte den Sessel, so daß die Herzogin, als sie sich wieder gesetzt hatte, seitwärts am Tische saß und auf diesem ihren linken Arm ruhen lassen konnte.

„Mon Dieu!" sagte sie nun mit einem Stoßseufzer und sich umblickend in dem Raume, „in welchen Höhlen wohnen diese Menschen hier, wie die Bären!"

„Alle Teufel," wandte sich jetzt Johann de Werth an den Obersten Leynen, „ich glaube, ich kenne dieses unzufriedene Gemüth — ich errathe, wer es ist . ."

Die Herzogin warf, durch diese Worte auf die beiden Deutschen aufmerksam gemacht, ihnen einen flüchtigen, theilnahmlosen Blick zu, der sogleich von ihnen zurückkehrte, als hätte er keinen Gegenstand gefunden, welcher ihn auch nur eine halbe Minute lang zu fesseln würdig wäre.

„Stell' die Cassette auf diesen Tisch, Blanche," sagte sie dann zu der Kammerfrau. „Tavannes, ich halte es nicht lange in diesem Raume aus — ich ersticke an der üblen Luft, welche darin herrscht. Geht und sorgt für eine Erquickung für mich. Holt mir den weißen Burgunder aus unseren Reise-Provisionen. Fleurette, öffne die Cassette und gieb mir meine Pastillen daraus; hier ist der Schlüssel. Tavannes, seht, ob Ihr Eier findet in diesem Dorfe. Und laßt Euch das Brod zeigen, ob es genießbar ist. Wasser, Fleurette, — hol' mir Wasser! — Blanche, aber mein Gott, Du hast vergessen, mein Rückenkissen mit herein zu bringen. Tavannes, rennt doch nicht fort bevor man hat ausreden können — fragt, wer die Reiter gewesen sind, von denen unsere Eclaireurs sprachen, daß sie das Dorf vor uns besetzt gehalten haben; ich will wetten, daß es Schweden waren — Blanche . . ."

„Blanche ist nach dem Rückenkissen gegangen," fiel Tavannes ein.

„Fleurette, geh . . ."

„Fleurette sorgt für Wasser, Frau Herzogin!"

„Mein Gott! diese Geschöpfe sind immer verschwunden, wenn man sie gerade braucht — nun geht nur, Tavannes."

Als ihre dienstbaren Geister alle drei fort waren, um die zahlreichen Bedürfnisse der Herrin zu befriedigen, begann die Herzogin mit ihren schmalen weißen Händen sich das Haar aus der Stirn zu glätten; dann legte sie den Kopf an die Lehne des Sessels zurück und schloß die Augen wie zum Schlummer.

„Ein verdammt verführerisches Weib ist diese kleine braune Hexe," sagte Johann von Werth jetzt, ohne seinen Ton eben zu dämpfen — „ich möchte darauf schwören, ich muß sie schon gesehen haben!"

Tavannes trat wieder ein.

„Man bringt die Erfrischungen, Hoheit," sagte er. „Giles, unser Dolmetscher, kann aus den Aussagen der Wirthsleute nicht recht klug werden, welche Farben die Reiter, die vorhin das Dorf verlassen haben, getragen; Gelb und Blau, sagen die Einen, die Anderen behaupten Gelb und Schwarz . . ."

„Das ist ganz unmöglich; kaiserliche Truppen? Nein, es ist, wie ich sage, es werden Schweden gewesen sein. — Tavannes, treibt die Leute fort, welche dort hinter dem Tisch sitzen! Sie geniren mich!"

Tavannes wandte sich zu den beiden Obersten. „Ihr sollt Euch fortbegeben!" sagte er und erläuterte

sein gebrochenes Deutsch durch eine gebieterische Handbewegung.

„Eine so schöne Dame," antwortete Johann von Werth lächelnd in gutem Französisch, „wird einem Paar alter wegmüder Kriegsleute nicht ihr Raststündlein im Wirthshause mißgönnen."

„Wer sind sie, Tavannes?" fragte die Herzogin.

„Wer seid Ihr?" vermittelte der Stallmeister diese Frage an die beiden Männer.

„Kaiserliche Reiter, auf Urlaub," versetzte der General.

„Es wäre gefährlich, sie ihrer Wege ziehen zu lassen," wandte sich Tavannes, indem er seine Stimme dämpfte, zur Herzogin. „Sie könnten unsere Reise an irgend eine kaiserliche Truppen-Abtheilung verrathen, irgend ein Streifcorps, vor denen man nie hier ganz sicher ist . . ."

„Ihr habt Recht, Tavannes. Nehmt sie gefangen und laßt sie von unserer Bedeckung mitführen, bis wir sie dem ersten französischen Posten ausliefern können, auf den wir stoßen." — Die Herzogin legte wieder ihren Kopf an die Lehne und schloß die Augen.

Tavannes wandte sich an Johann von Werth.

„Gebt mir Eure Degen! sagte er; dann kommt mit mir hinaus, Ihr seid unsere Gefangenen."

„Das wird schlimm," flüsterte Oberst Leynen auf deutsch seinem Gefährten zu.

„Schlimm? Warum nicht gar! laßt mich nur machen . . ."

„En avant, allons!" herrschte Tavannes und streckte die Hand nach Johann von Werth aus.

Dieser erhob sich jetzt, und an Tavannes, ohne ihn weiter zu beachten, vorübergehend trat er mit untergeschlagenen Armen in die Mitte des Raumes vor die Herzogin. Die feste wallonische Reitergestalt stand so selbstbewußt und sicher da, daß der schmächtige gelbhäutige Franzose, der ihn gefangen nehmen wollte, für besser fand, den erhobenen und ausgestreckten Arm still wieder sinken zu lassen. Johann von Werth schüttelte das ergraute, lang auf seine Schultern hinab wallende Haar, das sein männliches Gesicht wie eine Löwenmähne umgab, aus der Stirn, und mit lächelnder Ruhe auf die Herzogin niederblickend, sagte er:

„Mit Vergunst, hohe Frau, erlaubt mir nur ein Wort, bevor Ihr mich entwaffnen laßt und als Gefangenen Euren Reitern übergebt. Es ist mir, als hätte ich Euch bereits irgendwo gesehen . . . ein so

schönes Antlitz, wie das Eure, vergißt man ja so leicht nicht wieder — doch taucht Ihr hier so unerwartet vor mir auf, daß ich im Augenblicke nicht sagen kann, wo und wie es geschehen . . ."

Die Herzogin von Longueville erhob langsam mit dem Ausdruck unsäglicher Theilnahmlosigkeit das Auge und warf einen ihrer languissanten Blicke auf Johann von Werth. Dann wandte sie den Kopf ab, und ihren Reise-Marschall ansehend, sagte sie:

„Wie findet Ihr das, Tavannes?"

„Amusant, in der That, Hoheit!"

„Führt sie ab! Wenn sie nicht gehen, ruft Giles und einige der Reiter herein!"

Johann von Werth ließ sich nicht irre machen durch die ungnädige Aufnahme, welche seine Worte fanden.

„Laßt doch nur einen Augenblick mich besinnen, Frau Herzogin — so höre ich Euch ja nennen —, wo nur kann es gewesen sein, daß ich Euch sah? Sicher in Frankreich! Vielleicht in Vincennes, damals, als Euer König, Herr Ludwig XIII., so gnädig war, einem armen Kriegsgefangenen, den er dort festhielt, ein großes Banket zu geben? Es war im großen Rittersaale des alten Schlosses. Die Großwürdenträger, die Minister, die Feldherren der

Krone feierten den deutschen Reitersmann — es war von Eurem Könige sehr ritterlich gehandelt, und ein wahrer Ehrentag war es für den armen Johann von Werth, der sich ganz anderer Dinge versehen hatte, wenn er einmal seinen Feinden in die Hände falle! Mitten zwischen den Hofmännern, den Kriegsleuten, den Baronen saßen edle und anmuthige Frauen, und darunter — besinnt Euch, war nicht auch die Herzogin von — Longueville darunter?"

Während dieser Rede des Generals hatte sich das Auge der Herzogin wieder erhoben; sie betrachtete ihn, als ob die merkwürdige und charakteristische Gestalt, welche vor ihr stand, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln beginne; bei seinen letzten Worten aber fiel sie lebhaft ein:

„Ihr lügt, darunter war ich nicht — um keinen Preis hätte man mich hingebracht — ich hatte laut und unablässig meine Stimme erhoben wider diese Manie, sich blos zu stellen, wider diesen Eifer, der Welt zu zeigen, daß man sich vor Freude nicht zu lassen wisse, endlich den gefährlichsten Feind Frankreichs in seine Gewalt bekommen zu haben . . . o, es war eine unwürdige Schaustellung, ein Wegwerfen des Anstandes und der Würde . . . ein König von

Frankreich, welcher diesen selben Johann von Werth feiert, der ihm mit Feuer und Schwert seine Provinzen verheert und St. Denis, die Ruhestätte seiner Ahnen, geschändet hatte! Pfui! Ich hätte ihn, wenn ich den deutschen Mordbrenner in Vincennes gehabt, in das tiefste Verließ des Donjon werfen lassen!"

„Ihr seid sehr streng und grausam gegen ihn!" antwortete der General lächelnd; „es hieß, er habe sonst vor den Augen der französischen Frauen wohl Gnade gefunden!"

„Ah bah!" versetzte die Herzogin mit dem Ausdrucke tiefen Abscheues; „sie haben sich entsetzt über ihn, er hat getrunken wie ein Stier und geraucht wie ein Wilder — nicht wahr, Tavannes?"

„In der That, Hoheit, Niemand in Paris hatte das je vorher gesehen, daß man aus seinem Munde einen Rauchfang machen könne!"

Johann von Werth lachte bei diesen Worten herzlich laut auf. „Er ist freilich ein derber, ungehobelter Bursche," sagte er.

„Und was wißt Ihr von ihm?" fragte die Herzogin jetzt. „Wart Ihr unter denen, welche mit Johann von Werth gefangen worden und dazumal in Vincennes verwahrt wurden?"

„Ja, Hoheit, ich wurde in der Schlacht bei Rheinfelden gefangen und war in Vincennes dazumal — wo hätt' ich sonst auch das bißchen Französisch gelernt, das ich jetzt vor Euch radebreche."

„Wo steht Johann von Werth jetzt?" fiel hier der Stallmeister ein.

„Wer das wüßte!" antwortete der General; „der unruhige Mensch ist nie am selben Fleck! Mag sein daß er jetzt, wo man ihn hinten in Nieder-Baiern oder Böhmen glaubt, längst alle Straßen im Frankenlande besetzt hält, um die Frau Herzogin von Longueville aufzuheben, die zum Friedens-Congresse nach Westfalen zieht, um dort auch noch ihre zarten Finger an das zäh verwickelte Garn der Unterhandlungen, das dort gesponnen wird, zu legen. Er hat immer seine guten Spione; daß Ihr hinabzieht, mit den letzten Instructionen Mazarin's an Euren Gemahl versehen, in die geheimsten Gedanken der französischen Politik eingeweiht — das weiß er sicher längst, und wenn er Euch und was Ihr an Bot- und Briefschaften bei Euch habt, aufheben und in seine Hände bekommen könnte — sicher geschähe seinem Kaiser ein großer Dienst dadurch!"

Die Herzogin warf noch einmal einen Blick

auf den Reiter vor ihr, und es lag etwas ängstlich Prüfendes in der Art, wie sie ihn ansah.

„Ich möchte diesen Werth vor meinen Augen in Stücke hauen sehen!“ sagte sie endlich lebhaft; „ohne diesen abscheulichen Croaten, diesen . . .“ aber sie unterbrach sich, sie schien sich zu erinnern, daß sie mit einem fremden Reiter in ein viel zu ernstliches Gespräch gerathen, als es sich für Anna von Bourbon geziemte, und indem sie nun wie müde den Kopf auf ihren Arm stützte, gab sie Tavannes mit der anderen Hand einen Wink.

„Jetzt fort mit den Menschen, Tavannes,“ sagte sie streng. „Laßt sie gut bewachen, Turenne wird, wenn sie ihm übergeben sind, ihre Aussagen benutzen können.“

„Kommt!“ rief Tavannes, „kommt jetzt!“

Der General zog seinen Degen.

„Was wollt Ihr?“ fuhr der Reise-Marschall ihn an. „Ihr werdet keinen unnützen Lärm machen wollen?“

„Ihr wolltet unsere Degen, glaub' ich —“ antwortete Johann von Werth ruhig; „wir wollen sie Euch zeigen!“

Oberst Leynen war neben den General getreten

und hatte ebenfalls rasch sein großes Reiterschwert entblößt.

„Wenn Ihr hier vor den Augen von Madame eine Rauferei beginnt, so lasse ich meine Leute eintreten und Euch niederschießen!" herrschte Tavannes die beiden Soldaten an.

Der Reise-Marschall wandte sich der Thür zu, riß sie auf und rief laut: „Giles!" in den Hausflur hinein.

Aber Giles schien nicht auf seinem Posten zu sein; er kam nicht. Tavannes wollte noch einmal rufen, da ließ sich durch die offene Thür Spornklirren und Schwerterrasseln vernehmen. Auf die Schwelle trat ein bewaffneter Reiter. Doch auf den Ruf des Stallmeisters gekommen schien er freilich nicht. Er schritt an Tavannes, ohne ihn zu beachten, vorüber, er trat bis in die Mitte des Gemachs, und ohne auch nur einen Blick der Herzogin im Lehnstuhle zu schenken, gleich als ob es hier jemanden gäbe, der vornehmer als eine Prinzessin aus dem königlichen Blute von Frankreich, stellte er sich aufrecht und straff vor Johann von Werth. Die linke Hand mit dem Stulphandschuh auf den Knauf des einen Fuß weit von seiner Seite aufgestoßenen Schwertes haltend, während die rechte den Helm mit dem Federbusch

trug, der auf des Reiters Kopf die Decke berührt haben würde, sagte er in meldendem Tone:

„Vom Obersten Rheinach, Excellenz!"

„Wo ist Rheinach?" fragte der General.

„Auf dem Anger vor dem Dorfe läßt er eben sieben Cornet Dragoner aufmarschiren; die sechs anderen Cornet sind noch zurück, etwa eine halbe Stunde."

„Oberst Rheinach ist pünktlich wie immer. Ich werde kommen. Sagt ihm das."

„Zu Befehl, Excellenz."

Der Officier des Obersten Rheinach wandte sich und verließ das Gastzimmer, wie er gekommen.

Tavannes hatte verwundert diese Scene angesehen. Auch die Herzogin hatte sich herabgelassen, ihre Aufmerksamkeit auf den deutschen Reitersmann zurückzulenken, den Tavannes eben noch niederschießen lassen wollte. Sie verstand deutsch genug, um den Sinn so kurzer Sätze, wie sie so eben geredet wurden, zu fassen. Sie war gerade im Begriff, an Tavannes das Wort zu richten, als sie eine neue Erscheinung über die Schwelle treten sah. Dieses Mal war es ein völlig schwer gerüsteter Soldat, im vollen Waffenschmuck kaiserlicher Kürassiere; er war von der Scheitel bis zum Fuße gepanzert wie ein Ritter des Mittelalters. Der Helm hatte ein Visir, außer dem

Brust-Harnisch schützte ein eiserner Halskragen die Schultern, metallene Schuppen sicherten den Leib, Eisenschuppen bedeckten die Schenkel bis zu den mächtigen Stulpstiefeln; eben so bargen sich unter Eisenschienen die Arme, unter kleinen Schuppen von Eisen die Hände. An der Seite hing ein breites, gewaltiges Schwert, zum Stoß und zum Hieb eingerichtet. Der Mann stellte sich strack wie sein Vorgänger auf, inmitten des Gemachs, und dem General fest ins Auge schauend, meldete er:

„Vom Regiment Pappenheim-Kürassiere, Excellenz."

„Auch schon da! Vortrefflich. — Wie viel sind Euer?"

„Acht Cornet, Excellenz."

„Sollen halten und warten. Es ist gut. Geht!"

Der Kürassier marschirte rasselnd und klirrend in seinem eisernen Rüstzeug zum Gemache hinaus.

„Tavannes," — begann die Herzogin von Longueville, deren Theilnahme an der ersten Erscheinung, die so unerwartet hier aufgetaucht war, sich bei dieser zweiten bedeutend gesteigert zu haben schien — „was bedeutet das?"

„Gott weiß es, Hoheit," antwortete Tavannes leise flüsternd, „ich fürchte...." Er wollte fortfahren,

als ein dritter Bote ins Gemach trat, ein Bursche, der an malerischer Ausrüstung wo möglich seinen Vorgänger noch übertraf. Es war eine hohe Gestalt mit einer spitz zulaufenden Filzmütze, an der ein Reiherbusch sich schaukelte; er trug einen rothen Mantel, trotz der Sommerwärme, der zurückgeschlagen von seiner Schulter niederfloß; auf seinem Rücken, an einer über der Brust laufenden eisernen Kette hangend, hatte er einen Carabiner mit deutschem Radschloß. Das Wamms aus grobem, braunem Zeuge hielt ein schwerer Ledergurt zusammen, und an diesem Gurte trug die abenteuerliche Figur einen Säbel, dessen breite Klinge und stark geschlungene Krümmung eine ganz unheimliche Tauglichkeit zum Abschneiden von Köpfen verrieth.

„Von den Croaten, Excellenz," meldete der Mann.

„Oberst Isolani soll hieher kommen!" versetzte Johann von Werth, nachdem er die Meldung mit einem Kopfnicken erwiedert hatte. „Das Volk bleibt in den Sätteln auf dem Haltplatze, den ich bestimmt habe — auf der Haide zwischen hier und Dachau — sie sind doch dort aufmarschirt?"

„Zu Befehl, Excellenz."

„Wie Viele hat Isolani bei sich?"

„Drei Regimenter sind vollzählig beisammen."

„Es ist gut," sagte der General, und während der Croaten-Officier abmarschirte, wandte Werth sich lächelnd zu Leynen mit den Worten:

„Meine guten Schweißhunde sind also angekommen; jetzt wollen wir ihnen die Koppel nehmen, und dann kann die Jagd beginnen! Nur von Enkevort's Carabinieren fehlt die Meldung noch."

In diesem Augenblicke trat die Gestalt des eisengepanzerten Reiters wieder über die Schwelle der Thür.

„Excellenz," sagte der Kürassier, „es lagert ein ganzer Haufe französischer Dragoner im Hofe — ihre Pferde stehen unabgesattelt daneben oder in den Ställen, wie Ew. Excellenz Ordonnanz sagt."

„Das weiß ich," lachte Johann von Werth fröhlich auf; „die habe ich, während ich auf Euch Schneckenreiter hier warten mußte, mir zum Zeitvertreib ganz allein umzingelt und gefangen genommen, eine ganze Schwadron."

Der Kürassier machte ein verdutztes Gesicht; er traute Johann von Werth sicherlich alle Heldenthaten der Welt und auch ein solches Reiterstücklein zu; es sich zu erklären, mochte ihm aber doch zu schwer fallen!

„Ganz allein?!" sagte er erstaunt. — „Ew. Excellenz haben weiter nichts zu befehlen?"

„Wenn Ihr das Dorf verlaßt," antwortete der General, „so schaut Euch um. Seht Ihr den Rittmeister von Werth mit seiner Schwadron, die ich zum Recognosciren ausgesandt habe, Euch nicht entgegenkommen, so sendet mir ein paar Züge von Euren Leuten zu meiner Bedeckung. Meine Ordonnanz soll die Pferde herausführen."

Während der Kürassier-Officier sich hierauf entfernte, wandte Johann von Werth sich zur Herzogin von Longueville. Er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er in die Züge der schönen Frau blickte. Ueberraschung, Staunen und Angst lagen unverhohlen in jedem dieser Züge ausgedrückt. Sie hatte vor Verwunderung sich immer höher und höher aufgerichtet; halb stehend, die Arme auf die Seitenlehnen ihres Sessels stützend, rief sie jetzt aus:

„Um Gottes Willen, mein Herr, wer seid Ihr?"

„Ich bin Johann von Werth, Madame!"

Die Herzogin fiel in ihren Sessel zurück. Ihre Züge wurden wo möglich noch blässer, als sie schon waren. Tavannes stand neben ihr, wie zu einer Salzsäule versteinert.

Aber Anna von Bourbon wußte sich zu beherr-

schen; es bedurfte nur einiger wenigen Augenblicke, und mit dem Anschein beinahe vollständiger Fassung hatte sie so viel Ruhe wieder gewonnen, um sagen zu können:

„Ich brauche Euch nicht erst zu versichern, daß dies ein sehr unerwartetes Glück für mich ist . . . wahrhaftig, auf die Ehre dieses Zusammentreffens habe ich nicht gerechnet, als ich meine Reise durch Deutschland antrat. Ich habe Euch eben, als ich von Euch sprach, ohne zu wissen, wer in dem schlichten und unscheinbaren Reiterwamms vor mir stand, ziemlich schlecht behandelt; in der That, General, ich bin nicht gut mit Euch umgegangen; aber ich hoffe, Ihr grübelt jetzt, wo Ihr mich so ernst und drohend ansehet, nicht über die beste Weise nach, Euch dafür an mir zu rächen — Johann von Werth ist ein viel zu ritterlicher Mann, als daß eine Dame von ihm etwas zu befürchten haben sollte, und wenn sie auch die loseste Zunge in ganz Frankreich hätte! Eine bessere Rache könntet Ihr keinesfalls nehmen, als wenn Ihr mich eine tiefe Reue und Zerknirschung empfinden laßt über das Unrecht, das ich einem edelmüthigen und großdenkenden Manne, einem wahren Helden, denn so preist man Euch ja, angethan habe. Uebrigens habe ich auch Unrecht, nur in Gedanken vorauszusetzen,

daß ich irgend etwas von Euch zu befahren haben könnte — wahrhaftig, ich wüßte nicht, was es sein sollte — ich bin eine schwache Frau, ich reise unter dem Schutze des Völkerrechtes, und an die Gesandtin des Königs von Frankreich wird Niemand, wer es auch sei, die Hand zu erheben wagen."

Während die Herzogin von Longueville in raschem Redefluß diese Worte hervorstieß, bot sie ein beachtenswerthes Schauspiel dar. Mit schnell wiedergewonnener Fassung hatte sie begonnen. Der Ton ihrer ersten Worte hatte sogar etwas von einer Zuversichtlichkeit gehabt, die sich bis zur Ironie verstieg. Aber während dessen hatte sie den Blick Johann's von Werth groß, ernst und streng auf sich ruhen gesehen; sie hatte die Augen niedergeschlagen vor diesem Blicke und ihn dennoch auf sich lasten gefühlt, und je mehr sie gesprochen, desto schwerer, unheimlicher hatte er auf ihr gelastet; sie hatte immer mehr die Fassung, den Athem sogar darunter verloren, und wie die Taube, die den Geier über sich sieht, sich abflattert, so hatte sie geredet und immer fort geredet, nur um zu reden und durch den Wortschwall ihre Angst zu betäuben; und endlich, als sie den Athem sich unter dem drohenden Auge des alten Feld-Obersten ausgehen fühlte, da war sie zu Ende mit ihrer Kraft,

und nochmals zusammensinkend, streckte sie die zitternde Hand aus, um sie auf den Arm ihres Reise-Marschalls zu legen. Die Augen schließend, das angstbleiche Haupt an die Rückenlehne ihres Stuhles zurücklegend, stöhnte sie: „O mon Dieu, Tavannes!"

„Frau Herzogin," sagte Johann von Werth jetzt, „Ihr habt nicht das Recht, Euch deshalb für geschützt zu halten, weil Ihr die Frau eines Gesandten seid und selbst sogar mit wichtigen Aufträgen betraut. Ihr zieht mit einer Schar Reiter durch das Land, laßt hier kaiserliche Soldaten gefangen nehmen, und waret just im Begriff, dieselben arquebusiren zu lassen . . . das sind Handlungen, die sich mit dem diplomatischen Charakter, den Ihr jetzt plötzlich geltend macht, sehr schlecht vertragen, Madame!"

„Herr General," fiel hier Tavannes ein, „seht Ihr nicht, daß Ihr eine Dame zu Tode erschreckt? Ihr werdet nicht vergessen, was Ihr derselben schuldig seid?"

„Eine Dame!" antwortete der General mit bitterem Lächeln . . . „eben noch hatte ich es mit einem von des Königs von Frankreich Botschaftern zu thun . . . jetzt ist's eine Dame!"

„Eine Dame, die wehrlos in Eure Hand gegeben!"

„Nun meinethalb — eine Dame oder nicht —

was kümmert sich ein ‚deutscher Mordbrenner‘ darum, ‚der trinkt wie ein Stier und raucht wie ein Wilder!‘“

„O mein Gott,“ seufzte die Herzogin aus tiefster Brust — „dies ist meine letzte Stunde!“

„Sagt man ihm doch bei Euch in Frankreich nach, daß er Kinder fresse — und nun rechnet Ihr auf seine Galanterie bei den Damen!“

„Aber ein tapferer Mann, ein Ritter wird die Gewalt nicht mißbrauchen, die ....“ hub die Herzogin sich zitternd aufrichtend wieder an; Johann von Werth unterbrach sie:

„Ein Ritter? Ihr irrt Euch,“ sagte er mit drohend gerunzelter Stirne: „ein Ungeheuer, das Ihr in den tiefsten Kerker von Vincennes werfen lassen wolltet!“

Sie sank vernichtet wieder in ihren Sessel zurück.

Johann von Werth heftete noch eine Weile sein drohendes Auge auf sie.

„Es ist wahr,“ sagte er dann — „es ist ein Weib! Mit Weibern führe ich keinen Krieg. Zieht in Gottes Namen, wohin Ihr wollt. Das arme Deutschland ist daran gewöhnt, Gäste von allerlei Art bei sich zu sehen — es muß auch Diplomaten

im Weiberrock ertragen lernen! Da nehmt auch die Cassette mit —" fügte er hinzu, indem er das zierliche Kistchen anfaßte und der Herzogin näher schob — „Euren Schatz, worin die Geheimnisse Eures verliebten Herzens, die Plane Eures ehrgeizigen Kopfes und Eures Cardinals Politik sich bergen werden — nehmt Alles mit und zieht in Frieden."

„Ich danke Euch, General von Werth," stammelte tief aufathmend die erschrockene Frau — „ich werde Euren Edelmuth nicht vergessen . . ."

„Aber," fiel Johann von Werth ein — „mit Einem Geheimnisse kann ich Euch nicht ziehen lassen . . ."

In diesem Augenblicke öffnete sich noch einmal die Thür, und der Rittmeister Anton von Werth trat bestäubt und erhitzt, mit allen Spuren eines eiligen Rittes in das Gastzimmer ein. Er ließ einen Blick der Ueberraschung auf das schöne blasse Frauenbild im Lehnstuhle fallen, auf welches beim Eintritt sein Auge traf; dann aber, augenblicklich sich sammelnd, stellte er sich militärisch, wie einer der meldenden Officiere von vorhin, vor seinem Vater auf:

„Ich habe die Recognoscirung vorgenommen. Das Terrain bietet für Reiterei keine Hindernisse dar."

Johann von Werth nickte mit dem Kopfe und sagte, zu Leynen gewandt:

„Seht Ihr's? So kann es also bei allen Dispositionen bleiben!" — und sich zu seinem Sohne wendend, fuhr er fort, und zwar in französischer Sprache, um von der Herzogin verstanden zu werden:

„Du kommst im rechten Augenblicke, Anton. Ich habe ein Geschäft für Dich. Ich will Dir Gelegenheit geben, etwas von guter Lebensart zu lernen und den rauhen Reitersmann abzustreifen. Es wird Zeit für Dich, einmal von anderen Dingen zu hören, als unsere Lagerflüche und Soldatensprüche. Da ist die geistreichste, die eleganteste Frau von ganz Frankreich. Du sollst sie mit Deiner Schwadron escortiren, Anton. Wenn Du etwas streng darüber wachst, daß sie auf dem Wege keinen ihrer Leute abschickt, um Monsieur de Turenne unsere Anschläge zu verrathen, so wird sie Dir das nicht übel nehmen, weil Du es wettmachen wirst durch den Schutz, den Du ihr gewährst, wenn sie etwa in unsere Heerhaufen geriethe. Sie wird Dich deshalb nicht minder, hoffe ich, in alle kostbaren Geheimlehren der feinen Sitte einweihen und Dir die wichtigsten Gegenstände erklären, welche einen vornehm gebildeten Geist

beschäftigen können, zum Beispiel, weshalb Benserade's Sonett besser ist als das Voiture's, und was es eigentlich mit den Jolisten und den Helisten auf sich hat *). Beurlaube Dich bei Deinem Schatz, und dann — vorwärts!"

„Vater," antwortete Anton vorwurfsvoll und heftig, „jetzt wollt Ihr mich fortsenden, in diesem Augenblicke, wo . . ."

Johann von Werth ließ den jungen Mann, dessen Unwille hoch aufkochte, weil er an dem bevorstehenden Zusammentreffen mit dem Feinde keinen Theil haben sollte, nicht ausreden. Durch strengen Ton schnitt er den Widerspruch ab.

„Rittmeister von Werth, Ihr seid im Dienst," versetzte er. „Geht und sagt Eurer Braut Lebewohl, das verstatte ich Euch. Sie ist dort in der Kammer!"

Die Herzogin von Longueville hatte aufmerksam den jungen Mann betrachtet. Als sie seinen offenbaren Widerwillen bemerkte, ihr zum Begleiter zu dienen, zuckte ein eigenthümliches Spiel der Mienen über ihre Züge; gespannt folgten ihm ihre Blicke,

---

*) Streitfragen und Angelegenheiten, welche damals die pariser Gesellschaft beschäftigten und erhitzten.

als er sich schweigend wandte und in das Nebengemach trat, auf dessen Thür der General gedeutet hatte. Als diese Thür jetzt von Anton geöffnet wurde, sah sie mit einem flüchtigen Blicke Ulriken, welche Anton entgegentrat und ihm beide Hände entgegenstreckte; dann schloß sich die Thür wieder

Die Herzogin nahm nun ziemlich gesammelt und gefaßt etwas von den Erfrischungen, welche unterdeß ihre Camerieren ihr gebracht hatten; Johann von Werth und Leynen rüsteten sich zum Aufbruch; der General machte im Gehen der Herzogin eine stolze und kalte Verbeugung, welche sie erwiederte, indem sie mit ihrem gewinnendsten Lächeln, aber ohne sich zu erheben, den Kopf neigte.

„Lebt wohl, General!“ sagte sie: „Ihr könnt gewiß sein, daß Ihr von nun an eine dankbare Bewundererin Eurer Ritterlichkeit mehr habt — wenn Euch anders an der Dankbarkeit und Bewunderung einer französischen Frau etwas gelegen ist!“

„O, sicherlich, Madame,“ versetzte der General, „muß mir sehr viel daran gelegen sein; wenn mir gelingt, was ich jetzt eben vorhabe, so werde ich bei Eurer Nation eines beredten Mundes, der mich in Schutz nimmt, sehr bedürfen, um nicht ganz schwarz und teufelmäßig bei Euch angekreidet zu werden. —

Nun also, zieht mit Gott, und wenn Ihr mit Euren diplomatischen Freunden zusammen seid — dann, ich bitte Euch, Hoheit, mach's nicht gar zu arg!"

Er ging. Die Herzogin schien erleichtert aufzuathmen, als ob ihr eine Centnerlast von der Brust fiele. Sie sprang auf.

„Tavannes, auch wir wollen fort!" rief sie aus. „Die Wände in diesem Hause ersticken mich. O mein Gott, welche Begegnung! Der arme Turenne! Kommt, kommt! vielleicht finden wir doch ein Mittel, ihn zu warnen!"

Sie eilte fort. In demselben Augenblick öffnete sich die Seitenthür wieder, und Anton von Werth trat heraus; Ulrike blieb auf der Schwelle stehen; sie winkte ihrem Bräutigam den letzten Gruß mit der Hand zu, dann wandte sie sich und sprach rasch einige Worte mit Wolfhart, dem Reiter ihres Vaters, der hinter ihr stand — Ulrike hatte ihn in ihrer Angst vor den Franzosen nicht von sich fort gelassen.

„Frau Herzogin, ich bin zu Eurem Befehl!" wandte sich Anton von Werth unterdeß an die forteilende Dame und folgte ihr, um seinen Dienst bei ihr anzutreten.

Draußen auf dem Hofe des Wirthshauses

und in den Gassen des Dorfes herrschte jetzt ein reges kriegerisches Leben. Die französischen Reiter von der Escorte der Herzogin von Longueville eilten auf Tavanne's Befehl zu ihren Pferden, welche gruppenweise angebunden umherstanden. Sie sahen still und scheu nach den kaiserlichen Soldaten, welche Anton's Schwadron bildeten, und nach den Kürassieren aus, die auch eben auf des Generals Befehl ins Dorf eingeritten waren. Von den letzteren umringt, stieg Johann von Werth zu Pferde, während der Rittmeister seine Leute zusammenrief und rasch Befehle gab. In einer Ecke des Hofes war der alte Wolfhart sehr emsig mit seinem Klepper beschäftigt und gürtete und schnallte daran aus Leibeskräften; als er nach einer Weile glücklich oben im Sattel war, spornte er sein Thier, und Anton von Werth sah ihn zu seiner Verwunderung neben sich erscheinen.

„Was willst Du, Wolfhart?“ fragte der Rittmeister.

„Was ich will? Ei, ich will Euch zur Seite bleiben; Eure Braut giebt mich Euch auf den Weg mit, wie einen schönen Segensspruch, wie ein liebliches Vergißmeinnicht, das Euch begleiten soll!“

Anton lachte, trotz des Unmuthes, der in ihm wogte.

„In der That? und was soll ich mit einem solchen schnauzbärtigen Liebesangedenken?“

„Mich herzen und Euch an meinem Anblick laben, Herr Rittmeister, was anders?“

„Mach keine Possen weiter — was sollst Du?“

„Im Ernst, Herr, ich soll bei Euch bleiben — Niemand, hat das Fräulein gesagt, ist von seinen Dienern bei ihm, geh Du mit, Wolfhart, und sorge für ihn!“

Anton von Werth freute sich an dieser zärtlichen Sorgfalt seiner Braut, wenn sie ihm auch überflüssig schien. Sie abzulehnen und darüber mit Wolfhart lange hin und her zu parlamentiren, hätte er auch keine Zeit gehabt, denn er sah, daß die Reisebegleitung der Herzogin sich in Bewegung setzte, und er mußte sie streng und wachsam im Auge behalten; er trieb sein Pferd an und war nach einigen Augenblicken an der Seite der Herzogin; seine Reiter ritten zum Theil vor, zum Theil hinter den Franzosen. Wolfhart schloß sich seinem neuen Herrn an, hinter dessen Pferd er ritt.

Während der Reisezug sich so in Bewegung setzte und dann friedlich gegen Norden seines Weges

wanderte, entwickelte sich bald an einer anderen Stelle dieser Gegend, in dem wald- und sumpfreichen Terrain, das sich einige Stunden weit rechts ab von den Reisenden erstreckte, ein Schauspiel ganz anderer Art. Johann von Werth führte aufs glücklichste den Schlag aus, den er im Schilde führte und der ihm beinahe nicht allein einen großen Theil der feindlichen Heere, sondern deren drei Hauptanführer selber in die Hände gespielt hätte. Diese, die beiden Wrangel, Turenne, der Engländer Douglas und Andere waren wirklich, wie Werth's Spione es ihm verrathen, im kurfürstlichen Gehege von Feldmachingen in ihre Waidlust vertieft; die Erdzunge, welche den einzigen Zugang zu der von Sümpfen umgebenen Waldung bot, hatten sie mit sechshundert Reitern besetzt und außerdem noch sechszehn Schwadronen um das Gehege aufgestellt. Johann von Werth hatte seine Anstalten so getroffen, daß, als seine Geschwader auf die ersten feindlichen Reiter losbrachen, diese aufgehoben oder niedergehauen waren, ehe noch die fremden Feldherren von der nahenden Gefahr eine Ahnung hatten. Dann begann der eigentliche Angriff und Einbruch in das Jagdgehege; die kaiserlichen Reiter warfen Alles über den Haufen, was sich ihnen entgegenstellte; immer näher an die

Sümpfe wurden die Verfolgten und in der Angst Fliehenden gedrängt — sie wären sammt und sonders erlegen oder aufgehoben worden, hätte nicht ein gehetzter Hirsch, vor ihren Augen durch den Morast setzend, ihnen eine Furt verrathen. Es war der Weg, auf welchem der Feldmarschall Wrangel zu Fuß und ohne Degen und nach ihm Turenne sich retteten. Aber der jüngere Wrangel, der junge Horn und eine große Anzahl anderer Officiere, achthundert bis eintausend Pferde, viel silbernes und goldenes Tafelgeschirr, die Standarten von Wrangel's Leib-Regiment und zahllose andere Trophäen fielen in die Hände Johann's von Werth.

Viertes Capitel.

Ces héros assemblés dedans la Westphalie
Et de France et du Nord, d'Espagne et d'Italie,
Ravis de mes beautés et de mes doux attraits,
Crurent, en voyant mon visage,
Que j'étais la vivante image
De la Concorde et de la Paix
Qui descendit des cieux pour apaiser l'orage.

Motto zu einem Portrait der
Herzogin von Longueville.

Es mochten etwa drei Wochen verflossen sein. Wir finden die Frau Herzogin von Longueville am

Ziele ihrer Reise angekommen. Sie bewohnt mit ihrem Gemahl, dem Herzog Heinrich II. von Longueville, dem Botschafter des Königs von Frankreich, ein stattliches Patricierhaus mit hohem gothischem Giebel, das am Marktplatz der melancholischen alten Stadt im Herzen Westfalens, worin der Friedens-Congreß sich versammelt hat, gelegen ist. In der That, es ist ein melancholischer Aufenthalt für eine Frau, wie Anna von Bourbon. Wie eine neckische Laune des Schicksals ist es, was sie aus ihren glänzenden pariser Umgebungen, von der Folie einer üppigen und übermüthig schwelgenden Gesellschaft losgelöst und hierhin versetzt hat, zwischen eine Welt von Diplomaten mit spanischen Mänteln und langen Spitzenkrägen, zwischen Menschen, deren Seele im Curialstyl abgefaßt ist; in dieses kalte Land voll Haiden und voll Wälder, über die die Regen und Nebel der trüben Atmosphäre sich ziehen; in eine Stadt, wo alles, was die elegante Frau von ihren gothischen Giebelfenstern aus durch die Gassen daher schreiten sieht, oder sein seltsames Niederdeutsch kauderwälschen hört, ihr wie eine Art hyperboreischer Wesen vorkommt. Umsonst hat sie doppelte Teppiche in ihrem Wohnzimmer legen, Portieren von schwerem Sammt vor den Thüren aufhängen lassen. Es

friert und fröstelt sie zwischen den braunen gepreßten Ledertapeten, unter dem schwarzen Eichenholz=Getäfel ihrer Gemächer. Die Politik nimmt einen großen Theil ihrer Zeit in Anspruch; ihr ehrgeiziger Kopf sinnt Plane und Intriguen aus, welche sie ihrem Gemahl soufflirt; sie hat geheime Zwiegespräche mit Servien, dem zweiten Gesandten oder ‚Orator' ihres Königs; sie erhält und schreibt Depeschen; in der Dunkelheit der späten Abendstunden gehen allerlei Leute bei ihr aus und ein, Leute jener zweifelhaften Art, von der man nicht recht sagen kann, ob es Herren sind oder Diener, Männer des Schwertes oder Schreiber der Kanzleien, Agenten, Unterhändler, Lauscher u. s. w. Aber das Alles reicht nicht hin, die Muße eines leeren Herzens zu beschäftigen und die Stunden auszufüllen, welche die hohe Dame geselliger Unterhaltung und dem Vergnügen zu widmen gewohnt ist. Was Wunder, daß dieses müssige Herz sich eine kleine romantische Episode in das große diplomatische Drama, worin die Herzogin die erste Frauenrolle spielt, zu flechten bemüht ist? Hat sich doch der Anlaß dazu ihr, man kann sagen, vollständig aufgedrängt; war es doch wie ein Unvermeidliches, wie eine Art von Schicksal, dem man nicht ausweichen kann, ihr in den Wurf gekommen!

Daß Anton von Werth für den Mißmuth und das beleidigende Widerstreben, womit er seines Vaters Befehl aufgenommen, die Herzogin zu begleiten, eine kleine Strafe bekomme — das war nicht anders als billig und gerecht; es gehörte zum Ehren-Codex der Herzogin, dieses unverbindliche Benehmen nicht ungezüchtigt zu lassen: und hätte sie darüber auch ihre Zuflucht zu ihrem bezauberndsten Lächeln, ihrer unwiderstehlichsten Koketterie, ihrem blendendsten Esprit nehmen und das Alles an einen solchen jungen deutschen Bären wegwerfen müssen. Sie begann denn auch ihr gefährliches Sirenenspiel schon am ersten Tage der Reise; am zweiten steigerte sie es, und am dritten sah sie zu ihrer Beruhigung ein, daß es außergewöhnlicher Anstrengungen von ihrer Seite gar nicht einmal bedürfe. Der junge deutsche Bär war im Grunde ein sehr zahmes Thier; oder war es eben die ganze unwiderstehliche Anmuth seiner Schutzbefohlenen, was ihn so rasch umgewandelt, „decrassirt," zu einem Menschen gemacht hatte? Genug, Anton von Werth, so schien es, lag im Netze der schönen Frau gefangen, noch bevor das Reiseziel erreicht war; er wich nicht von ihrer Seite; er war voll Aufmerksamkeiten für sie; sein Gesicht strahlte, wenn sie sich mit ihm unterhielt; er war beständig

in der aufgeregtesten Stimmung — nur zuweilen schien er in ein düsteres, melancholisches Sinnen verloren, als ob er Rückfälle in die angeborene Wildheit bekommen wolle, und die Herzogin betrachtete ihn dann lächelnd von der Seite und sagte sich im Stillen: „Er saugt einmal wieder an seinen Tatzen!" — Bald darauf aber schüttelte er jedes Mal sein blondes Lockenhaar aus der umdüsterten Stirn, fuhr mit der Hand über seine Züge und das edle, männliche Gesicht zeigte nur noch das Gepräge verliebter Freude über seine großartige Eroberung.

Wäre das Reiseziel der Herzogin und ihres Begleiters Paris oder ein anderer Ort gewesen, wo neue Aufregungen sie erwartet hätten, so würde sie es vielleicht haben genug sein lassen mit dem kleinen Feldzuge, den sie ins Gebiet „du Tendre," wie man sich damals ausdrückte, unternommen. So aber war sie jetzt in einer Stadt angekommen, wo die Fortsetzung einer solchen harmlosen Intrigue ja wahrhaftig ein wahres Bedürfniß für ein Herz wie das ihre war, um nicht vor Langweile graue Haare zu bekommen.

„Ihr wollet zurückkehren, Herr von Werth?" sagte sie deshalb, unangenehm überrascht und mißvergnügt, als Anton am Tage nach der Ankunft

am Orte des westfälischen Friedens-Congresses bei ihr erschien, um Abschied von ihr zu nehmen.

„Ich muß sofort meinem Vater die Schwadron wieder zuführen,“ antwortete der junge Mann mit einem tiefen Seufzer und einem melancholischen Blicke in die Augen der schönen Frau.

„Laßt Eure Schwadron immerhin reiten,“ versetzte Anna von Longueville jetzt lächelnd; „ich wette, sie weiß den Weg auch ohne ihren tapferen Befehlshaber zu finden und wird sich vom Lieutenant oder Cornet ganz gut regieren lassen. Ihr aber, Ihr bleibt hier — ich befehle es Euch, Euer Vater hat Euch mir zur Begleitung gegeben, damit ich Eure Erziehung vollende, und wahrhaftig, Anton von Werth, die ist noch lange, lange nicht so weit, daß ich Euch entlassen könnte!“

„Glaubt Ihr das in der That?“

„In der That!“

„Aber wenn mein Vater Euren Befehl nicht als Entschuldigung meines Ausbleibens annimmt?“

„Dann nimmt er ihn eben nicht an — obwohl ich nicht einsehe, wie er sich unzufrieden zeigen könnte ohne sich selbst zu widersprechen!“

„Aber wenn er in Zorn geräth?“

„Ah bah!“

„Ihr kennt ihn nicht!“

„Ist Euer Vater so streng?“

„Sehr! Oft grausam!“

„Und welche Strafe konnte Euch treffen, wenn Ihr ohne Urlaub von seinem Heere fortbleibet?“

„O, er könnte mich als Deserteur arquebusiren lassen!“

„Mit welchem Pathos Ihr das sagt! Wie grenzenlos dankbar ich es aufnehmen soll, daß Ihr nun doch bleibt! Als ob sich ein junger Mann nicht einmal, um einer Dame Wunsch zu erfüllen, der Gefahr, erschossen zu werden, aussetzen könnte!“

„Ist das nichts Großes? Ihr redet, bei Gott! Frau Herzogin, als ob Eure pariser jungen Herren sich nichts daraus machten, sich in einem Tage drei Mal todt schießen zu lassen, wenn sie die Laune einer schönen Dame damit befriedigen können!“

„Die Laune! Wer redet von Launen? Ich befehle Euch hier zu bleiben und Euch täglich eine Stunde mindestens bei mir sehen zu lassen, in welcher Zeit ich die Aufgabe, welche mir von Eurem Vater geworden ist, erfüllen werde. Es wäre schön, wenn ich zum Dank dafür, daß er mir einen so vortrefflichen Beschützer mit auf den Weg gegeben, so schlecht seinen Erwartungen entspräche; wenn ich

Euch ihm so wieder zusendete, wie Ihr gegangen — nein, nein, daraus wird nichts, Ihr bleibt hier, Herr von Werth, und bleibt bis zu dem Augenblicke, in welchem ich Euch sage: gehet, ziehet heim, ich habe Euch nichts mehr zu lehren — vous êtes un chevalier accompli! Das ist mein Befehl — daß Ihr eben es eine Laune nanntet, was eine Dame Euch befiehlt, das beweist am besten, wie fern wir noch von diesem Ziele stehen! — Nun?"

„Was soll ein Schüler einer so holden Lehrerin gegenüber anders thun, als — schweigend gehorchen!"

Anton von Werth blieb also; er blieb und schlenderte müssig in der Stadt umher, ausgenommen die Stunden, in welchen ihm vergönnt war, der Herzogin den Hof zu machen.

Und hatte Anton so rasch, so vollständig seine Braut, sein blondes deutsches Mädchen vergessen? Es war für die Herzogin eine unterhaltende Beschäftigung, dies zu untersuchen und zu beobachten. Sie machte eine psychologische Studie daraus, den Regungen seiner Seele in dieser Beziehung nachzuspüren und die Macht ihrer Reize und ihres Geistes über das Widerstreben seines Gewissens und die Stimmen, welche in seinem Herzen für die ferne treue Geliebte laut werden mußten, zu verfolgen.

Denn daß solche Regungen in ihm auftauchten, daß er einen inneren Kampf mit seinem Herzen zu bestehen hatte — das wurde nur zu häufig offenbar. Er konnte plötzlich in eine düstere Zerstreuung verfallen; ein tiefer, versteckter Zug von Schwermuth lag oft in dem, was er sagte; er war launenhaft und paradox und mußte zuweilen wie ein verwöhntes Kind behandelt werden, das sein eigenes Glück mit Füßen tritt. In solchen Stimmungen nahm er in der That auch wie ein verwöhntes Kind ein herrschsüchtiges Wesen an; er schmollte mit seiner Gönnerin, wenn sie etwas that oder sagte, was seinen Beifall nicht hatte; er verlangte mit einer Art kecker Naivetät, daß die hohe und stolze Dame sich bald in jenen, bald in diesen von seinen capriciösen Wünschen schicke; er begann endlich so unbefangen den Gebieter zu spielen, daß die Herzogin, die ihn anfangs desto pikanter gefunden, weil sie gewohnt war, Männer nur wie unterwürfige Sclaven zu ihren Füßen zu sehen, zuweilen sich ganz erstaunt selber sagte: sie werde am Ende von diesem jungen Deutschen, mit dem sie ein leichtfertiges Spiel zu treiben geglaubt, unterjocht werden wie eine unerfahrene sechszehnjährige Schöne. „Wahrhaftig," rief sie dann lachend aus, „man soll nicht mit dem Feuer spielen!

Da sitz' ich hier mitten in dem rosenfarbensten Abenteuer und werde am Ende noch verliebt wie eine tragische Heldin! Und meine pariser Gevatterinnen bemitleiden mich unterdeß unisono; die arme Herzogin von Longueville, hör' ich sie sagen, die ans Ende der Welt verschlagen ist und dort keine andere Beschäftigung hat, als die gelehrten Reden des Doctors Lampadius zu bewundern, oder den politischen Tiefsinn des großen Vultejus, des Magisters im violetten Atlaßkleide, sich über Fragen des internationalen Völkerrechts nach Hugo Grotius ergehen zu hören! O Gevatterinnen, wie sehr seid Ihr im Unrecht! Aber ich muß wirklich etwas thun, um meine volle Gewalt diesen rebellischen, durch meine Güte verwöhnten Unterthan fühlen zu lassen, oder er mißhandelt mich am Ende noch!"

Als Anton von Werth das nächste Mal bei der Herzogin erschien, wollte sie beginnen, diesen Vorsatz auszuführen. Sie war sehr spöttisch, sehr capriciös, sehr große Dame Sie fand, daß er sehr schlecht französisch spreche. Sie plauderte ihm von ihren guten Freunden daheim, dem Könige, dem Cardinal Mazarin, vom Prinzen Condé vor; sie ließ ihn empfinden, wie hoch er es eigentlich zu schätzen

habe, daß er gewürdigt sei, demüthige Huldigungen zu ihren Füßen niederlegen zu dürfen.

Auf Anton von Werth schien aber Alles nicht viel Eindruck zu machen. Er war einsilbig und hörte ihr still zu, ohne viel zu antworten. Aber seine dunklen Augen fixirten sie, während sie sprach. Es war offenbar, daß er sie beobachtete. Sie fühlte dies endlich, und es schien ihr unbequem zu werden.

„Was grübelt Ihr, Herr von Werth?" fragte sie ihn — „ich glaube, Ihr seid heute auf den Einfall gerathen, Euch den alten Trautmannsdorf in allen Dingen zum Muster zu nehmen; denn Ihr sitzt gerade so in Gedanken verloren, wie Seine gräflichen Gnaden, der Herr kaiserliche Botschafter, wenn dero lange hagere Figur über einer Proposition zu brüten geruhen, die Augen tief im Kopfe versteckt und die Nase aufgezogen, als wittere sie französische Ränke!"

„Es ist nicht unmöglich, daß dem so wäre," antwortete Anton lächelnd; „denn in der That, ich habe heute die Ehre einer Unterhaltung mit Seiner gräflichen Gnaden gehabt, und ich muß gestehen daß dieselben dabei einen sehr tiefen Eindruck auf meine Phantasie gemacht haben!"

„Und was betraf diese Unterhaltung?"

„Einen streitigen Punkt in den Friedens-Unter-

handlungen, zwei deutsche Bisthümer, Bremen und Verden, welche die Schweden begehren, ein Verlangen, welches Eure Bevollmächtigten aus allen Kräften unterstützen."

„Und darüber seid Ihr so nachdenklich geworden, über die Bisthümer Bremen und — wie heißt das andere Juwel, das Deutschland verloren gehen soll?"

„Nun, in der That," versetzte Anton von Werth, „hat der gute Trautmannsdorf nicht Recht, trotz Eures Spottes? Dem deutschen Reich so zwei Stücke aus dem Leibe schneiden zu wollen, ist doch ein absurdes Verlangen. Frau Herzogin, Ihr könntet mir den Gefallen thun und Euren Gemahl von dieser abscheulichen Idee zurückbringen!"

„Oho!" lachte die Herzogin, „ich glaube, Euer jugendlich leichtsinniges Haupt hat plötzlich den genialen Gedanken gefaßt, sich mit meiner Hilfe zum Diplomaten aufschwingen zu wollen! Mon cher, das ist nichts für Euch; dankt Gott, daß Ihr dazu noch lange nicht Runzeln genug auf Eurer glatten Stirn und nicht misanthropische Gedanken genug darunter tragt!"

„Und wenn ich Runzeln auf der Stirn und misanthropische Gedanken im Herzen trüge, wäre ich

dann eher im Stande, Euch zu bereden, von Euch einen Beweis Eurer Freundschaft zu erlangen?"

„Originell seid Ihr und naiv dazu, Ritter Anton von Werth, das muß Euch der Neid lassen!"

„Weshalb? Habt Ihr mir nicht ein Recht gegeben, zu reden, wenn ich einen Wunsch habe? Habe ich Euch nicht ein Recht gegeben, von mir zu verlangen, daß ich offen gegen Euch sei?"

„Wer hätte Euch Rechte gegeben? Doch nicht ich, Ihr verwegener Mensch?!" antwortete die Herzogin.

„Nicht? Nicht Rechte hättet Ihr mir eingeräumt, treulose Frau? O, ich werde im nächsten Augenblicke von Euch hören, daß Ihr mich kaum ein oder zwei Mal in Eurem Leben sahet, und morgen seid Ihr vielleicht im Stande, zu beschwören, daß Ihr nie meinen Namen hörtet! — Aber so entgeht Ihr mir nicht, Frau Herzogin," fuhr Anton wie in unbefangenster Laune fort; „zur Buße für Euer Verbrechen an unserer Freundschaft sollt Ihr nun erst recht thun, was ich verlange! Darum — laßt es Euch gesagt sein — ich will meine Bisthümer; Bremen und Verden will ich — hört Ihr, Anna von Longueville — die jämmerlichen zwei Nester werdet Ihr mir doch nicht abschlagen!"

„Aber um Gottes willen, weshalb soll . . ."

Anton ließ sie nicht zu Worte kommen. Wie ein eigensinniges Kind fuhr er fort, indem er sich zu den Füßen der schönen Französin niedersetzte und seinen Kopf an ihr Knie legte: „Ich habe mir nun einmal meine Bisthümer zu Herzen genommen. Wenn Ihr sie den abscheulichen Schweden gebt, dann sehe ich, daß Ihr für mich auch nicht das Allermindeste thun, nicht den kleinen Finger rühren wollt, um mir zu zeigen, daß Ihr mir gut seid, daß ich eine wahre treue Freundin an Euch habe, auf die ich im Fall der Noth rechnen kann . . . dann hat das Leben keinen Werth mehr für mich, dann verzweifle ich, dann erschieße ich mich wie einer von Euren heroischen pariser Anbetern, von denen Ihr mir erzähltet: ein, zwei, drei Mal . . .“

„Alles, Alles will ich für Euch thun, Anton,“ fiel die Herzogin lachend ein, — „aber sollte es nicht passender sein, wenn ich Euch statt der Bisthümer ein hübsches Spielzeug oder einen Reiter aus Lebkuchen schenkte?“

Es hat für eine Frau immer etwas eigenthümlich Verführerisches, wenn ein hübscher junger Mann zu ihren Füßen sitzt und sich wie ein Kind beträgt — vorausgesetzt, daß es ihm nicht an der nöthigen Anmuth fehlt, dieses Spiel mit Grazie durchzuführen.

Anton von Werth ermangelte dieser Anmuth keineswegs noch auch des Taktes, der ihn ahnen ließ, wie weit er gehen dürfe; jetzt, das las er aus den Zügen und Augen der Herzogin, durfte er weit, sehr weit gehen, und den halb unverschämten, halb weinerlichen Ton eines verzogenen Knaben nachahmend, rief er aus: „Ich will keinen Reiter aus Lebkuchen — ich will meine Bisthümer . . .“

Die Herzogin fuhr ihm mit ihren beiden schmalen Händen in seine blonden Locken und zog und zupfte daran, um, wie sie sagte, seinen Eigensinn zu strafen; dann nahm sie einen Bogen weißen Papiers von dem ihr gegenüber stehenden Arbeitstisch, machte mit großer Geschicklichkeit etwas daraus, was einer Mütze gleich sah, und stülpte diese lachend auf das Haupt des jungen Mannes.

„Da habt Ihr Eure Bischofsmütze!“ rief sie.

Anton von Werth stand auf. Er sah ihr jetzt plötzlich ernst ins Gesicht, und während er ihre Hand ergriff, sagte er: „Dank, Herzogin — ich nehme Euch beim Wort; die Bisthümer sind mir verpfändet — der Schwede bekommt sie nicht! Eure Hand darauf!“

Sie drückte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte; seinem Blicke begegnete der ihrige mit einem

Ausdruck von Innigkeit, wie er ihn noch nie bei ihr wahrgenommen! —

Am Tage nach dieser Unterredung konnte die Herzogin Anton von Werth um die gewöhnliche Stunde nicht sehen, weil sie von den Pflichten der Hausfrau bei einem Gastmahl in Anspruch genommen war, welches ihr Gemahl den Gesandten Spaniens und dem päpstlichen Nuntius gab. Als Anton am nächstfolgenden Tage zu ihr kam, fand er sie ernster als gewöhnlich.

„Was ist Euch, schöne Frau?" sagte er, „welche ernste Gedanken sind würdig, den klaren Spiegel dieser edlen und glänzenden Stirn zu trüben?"

„Ich mache mir Vorwürfe," antwortete sie; „ich habe Gewissensbisse, daß ich meine Erzieher-Pflichten so schlecht an Euch geübt; statt Euch streng zu halten und Euren Uebermuth zu dämpfen, habe ich Euch verzogen."

„O, das ist eine Sünde, wegen deren Ihr zu einem anderen Beichtvater gehen müßt; ich würde Euch deshalb keine Buße auferlegen . . ."

„Und wißt Ihr denn, ob ich Euch nicht gerade deshalb Eure Bisthümer verliehen und also einen Kirchenfürsten aus Euch gemacht habe, um einen milden Beichtvater an Euch zu haben?"

„Dann hättet Ihr falsch gerechnet — Bremen

und Verden, Frau Herzogin, habt Ihr nicht mir geschenkt, sondern Ihr habt mir nur das versprochen, daß der Schwede sie nicht bekommt; dann sind sie auch — daß Ihr's wißt — protestantische Bisthümer, also nichts für mich, und drittens wäre ich der Letzte auf Erden, der sich hergäbe, Eure Sünden geduldig anzuhören und milde zu absolviren."

„Und weshalb nicht?"

„Weil ich vor Eifersucht stürbe, wenn Ihr mir nur den hundertsten Theil Eurer abscheulichen kleinen Abenteuer und Peccadillen anvertrautet!"

„Also so schlechte Meinung habt Ihr von mir?"

„Nein, nein," fuhr Anton, ohne auf diese Frage zu antworten, fort, „ich bitte mir aus, daß Ihr mir eine solche Rolle nicht zuschiebt, und damit Euer protestantisches Bisthümer-Geschenk Euch nicht wieder in ähnlichen Irrthum verlockt, so stempelt mich durch ein anderes Geschenk, das mir besser ansteht, nur gleich zu etwas Anderem!"

„Wie, Ihr wollt noch mehr?"

„Mehr? Habe ich denn je irgend etwas von Euch bekommen? Ich?"

„Nun, ich meine doch, es sind aus der politischen Mosaik, welche Ihr Euer deutsches Reich nennt, zwei ganz hübsche Stücke, die ich Euretwegen mich

verpflichtet habe, nicht an die Schweden kommen zu lassen."

„Nun, wie man's nimmt! Doch ich bin Euch sehr dankbar dafür; aber ich meine, wenn Ihr die Hand aufs Herz legt, so müßt Ihr selbst gestehen, diese politische Mosaik, wie Ihr das Reich zu nennen beliebt, ist jetzt sammt und sonders nicht viel mehr werth als daß man es wegschenkt . . . ist's nicht so? Und da es nun einmal, zu unserer großen Ehre und unserem ewigen Ruhme sei es gesagt, damit so weit gekommen ist, daß die schönen Hände einer anmuthigen Französin darüber schalten, so darf von ihr doch der allertreueste, allerergebenste, allerbegeistertste, allerverliebteste, allerentzündetste ihrer Anbeter sich auch ein Stück ausbitten — und wenn es auch nur ein bloßer Brosamen von der Tafel wäre, an welcher Ihr mit Spaniern und Schweden den deutschen Häring-Salat, nachdem der Krieg ihn Euch klein gehackt hat, verspeist?"

Die Herzogin gab lachend zur Antwort: „Und was verlangt Ihr, alleruneigennützigster, allerbescheidenster, allerdemüthigster Freund, für Eure allertreueste Verehrung, welche, wie es scheint, tagtäglich durch irgend ein nahrhaftes Futter, wie ein Bisthum, ein Fürstenthum, eine Grafschaft oder ein Erzamt, am

Leben gehalten werden will, um nicht zu sterben?"

„Täglich? O nein, täglich nicht. Wenn Ihr mir heute eine hübsche Landgrafschaft schenkt, will ich Euch versprechen, daß ich morgen nichts verlangen will."

„Wahrhaftig, wenn ich nicht selbst Augenzeuge gewesen wäre, wie Euer gestrenger Herr Vater dem Einfall des Augenblickes folgte, als er Euch mir mit auf den Weg gab, dann würde ich darauf schwören, Ihr wäret an mich abgeschickt, um durch Eure Liebenswürdigkeit auszurichten, was Eure formidable Reichs-Armada nicht hat ausrichten können — nämlich uns hier die Bedingungen des Friedens vorzuschreiben!"

Anton von Werth wechselte plötzlich die Farbe. Es war ohne Zweifel der Spott über das kaiserliche Heer, was ihn verletzte. Auch nahm er sehr heftig dessen Vertheidigung und betheuerte der Herzogin, daß diese Armada längst die Feinde, die auf dem Boden des Reichs ständen, sammt und sonders von der Erde vertilgt haben würde, wenn nicht diese Feinde klug genug wären, auch in ihre Reihen deutsche Scharen aufzunehmen. Dieses Thema schien ihn so in Anspruch zu nehmen, daß er sein Verlangen nach einer ‚Landgrafschaft' gar nicht wieder berührte. Die Herzogin erinnerte ihn endlich daran.

„Ach," sagte Anton mit traurigem Tone, „ich höre, Ihr wollt uns die ganze Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, den Sundgau und Landvogtei Hagenau fortnehmen — wenn Ihr das thut, so ist mein schönster Zukunfts-Plan zu nichte!"

„Und wie heißt dieser ‚Zukunfts-Plan?' Ich bin um so neugieriger darauf, da ich in der That nicht geglaubt habe, daß Eure jugendliche Unbesonnenheit sich mit etwas, das einen so ernsten Namen hat, beschäftigen könnte?"

„Ihr habt immer nur herzlosen Spott für mich! Und doch giebt es in der Welt nichts, was ernster für mich wäre, als gerade dies."

„Nun?"

„Verdient Ihr es, daß ich's Euch gestehe? — Ich habe, wenn der Friede geschlossen, mir eine Herrschaft im Elsaß kaufen und dort leben wollen — nur weil — aber Ihr seid heute viel zu boshaft als daß ich es Euch sagen sollte, Frau Herzogin — wahrhaftig, Ihr verdient es nicht!"

„Ich werde," versetzte die Herzogin, „Euch gar noch gleich von vorn herein Eure Landgrafschaft versprechen sollen, nur um Euch zu bewegen, daß Ihr gnädigst mich einen Blick in Eure ‚Zukunfts-Plane' werfen laßt — habsüchtiger Mensch!"

„Damit Ihr das nicht glaubt, will ich's Euch denn gestehen: ich wollte im Ober-Elsaß leben, weil wenige Meilen jenseits seiner Grenzen, in der Franche Comté, ein gewisses Schloß Mouilleron liegt, auf welchem gewissen Schlosse eine gewisse Dame einen Theil des Jahres residirt, und weil ein gewisses Herz dieser Dame viel ergebener ist, als dieselbe es ahnt, glaubt, anhören will — und als sie es verdient!"

„Anton," fiel die Herzogin hier ein — „wolltet Ihr das im Ernst?"

„Ich wollte es — aber jetzt ist das ja zu Ende! Wird das Land ein französisches Land — dann, dann ist der schöne Traum zerronnen! Ich kann in Frankreich nicht leben. Wenn Ihr in der That das Elsaß vom Reiche reißt, dann," fuhr Anton mit melancholischem Tone fort, „habt Ihr über mein Schicksal beschlossen!"

„Und weshalb könnt Ihr in Frankreich nicht leben?" fragte sie.

„Weil mein Vater es nun und nimmermehr dulden würde!"

Die Herzogin schien nachdenklich geworden bei dieser ernsten Wendung, welche das Gespräch

genommen. Das letztere wurde nicht vollendet; der Herzogin wurde ein Besuch angekündigt. — —

Als Anton von Werth am folgenden Morgen in seiner Wohnung erwachte, war es ziemlich spät; er hatte den ersten Theil der Nacht schlaflos zugebracht und war erst gegen die Morgenzeit eingeschlummert. Er rief nun seinen Diener, den alten Wolfhart, um sich von ihm beim Ankleiden helfen zu lassen und ihn dann nach der Herzogin zu senden; Wolfhart sollte anfragen, wann sein Herr heute ihr werde aufwarten dürfen. — Aber Wolfhart antwortete dem Rufe seines Gebieters nicht; er war nicht im Vorzimmer, und als der Rittmeister endlich in die Stallung hinab ging, um ihn zu suchen, war auch dort der alte Kriegsknecht nicht zu finden. Zugleich mit ihm war aber auch der Reiseklepper verschwunden, der Wolfhart bis hierhin getragen hatte. Anton suchte den ehrsamen Bürger auf, bei dem er Quartier genommen, und hörte nun, daß Wolfhart in der frühesten Morgenstunde davon geritten sei und seinem Herrn nichts als ein lakonisches: ‚Behüte Gott!‘ und ein grobes: ‚er habe keine Lust, länger bei ihm den Diener zu machen,‘ zurückgelassen.

Anton wetterte ihm eine herzhafte Verwünschung

nach. Diese Desertion des alten Burschen war ihm äußerst unangenehm. Wolfhart hatte sicherlich den Beobachter gemacht und ging nun schnurstracks, Ulriken Bericht abzustatten über alles, was er erspäht und wahrgenommen; und was er auch hinterbringen würde — Alles mußte ja eine nur zu sprechende Beståttigung durch Anton's räthselhaftes Ausbleiben bei seinem Regimente erhalten! An einen solchen bösen Streich, den Wolfhart ihm spielen könne, hatte Anton von Werth gar nicht gedacht . . . und doch hätte er, wäre er nicht so ganz mit sich und seiner Herzogin beschäftigt gewesen, es längst gewahren können, wie Wolfhart täglich mürrischer, verdrossener und einsylbiger geworden war, nachdem er anfangs täglich von der Rückkehr gesprochen, dann in jedes seiner Worte nicht sehr zarte Sticheleien auf wälsche Weibsleute gelegt hatte und, als Anton von Werth auf beides gleich wenig Antwort gegeben, endlich ganz stumm und verstockt geworden war.

Anton stand einen Augenblick und überlegte, ob er nicht auf der Stelle sein Roß satteln und ihm nachreiten solle, um ihn zu überholen und mit ihm heimzukehren. Nach einer Weile Sinnens aber verwarf er diesen Gedanken.

„Nein," sagte er sich, „Du hast einen zu

großen Theil Deiner schweren Aufgabe gelöst: das alles sollte umsonst gethan sein — umsonst hättest Du unter Deiner verfluchten, zehnmal vermaledeiten Maske gelitten, umsonst Deine ehrliche Seele an dieses Spiel gesetzt? Und jetzt, wo Du dem Siege so nahe bist das Schlachtfeld räumen? Nichts da — Du mußt ausharren — bis ans Ende!"

Nachdem Anton von Werth diesen Entschluß gefaßt hatte, holte er aus einem alterthümlich geschnitzten Schreine, der in seiner Schlafkammer stand, ein Päckchen zierlich gefalteter Billets hervor; dann setzte er sich hin und schrieb einen ausführlichen Brief an seine Braut. Als er ihn vollendet hatte, wurde das Päckchen darin eingeschlossen und das Ganze sorgfältig verpetschirt.

Der Rittmeister nahm dann Mantel und Helm und begab sich in das Quartier der kaiserlichen Botschaft, um seine Sendung dem Courier anzuvertrauen, der am nächsten Tage durch Süddeutschland nach Wien abgehen sollte; in München, bat er diesen Mann, sollte er einen Boten werben, der Anton's Brief der Tochter des Obersten Leynen überbringe.

Es war in der Abend-Dämmerung. Die Herzogin von Longueville saß im Lehnstuhle am Fenster in ihrem Wohngemache. Eine Zofe kniete vor dem

großen Kamine, beschäftigt, die Flamme zu erhalten, welche die Herzogin dort hatte anzünden lassen, weil es ein kühler, regnerischer Tag war. Die knisternde, lohende Flamme war das Einzige, was laut wurde in dem großen dunklen Gemache; die Herzogin saß schweigend und in sich versunken da, und die Cameriera begnügte sich damit, eben so stumm, die abgebrannten Scheiter zusammenzurücken, damit sie aufs neue aufflackerten. Endlich ließ sich draußen ein rascher Schritt vernehmen. Die Zofe stand auf und hob vor dem Kommenden die schweren Falten der Portiere empor. Dann verließ sie das Zimmer.

„Ihr seid es, Rittmeister von Werth,“ sagte die Herzogin, als Anton in die Mitte des Zimmers getreten. — „Wer hat Euch erlaubt, so früh zu kommen?“

„Komm' ich zu früh?“

„Ihr stört mich in meinen Gedanken.“

„Und woran denkt Ihr, schöne Frau? Sicherlich nicht an das, was ich Euch zu erzählen habe!“

„Und das ist?“ fragte sie.

„Anna . . .“

„Ihr kürzt meinen Namen da sehr cavalierement ab, Herr von Werth!“

„Ach, neckt und plagt mich heute nicht,“ versetzte

Anton; „es hat eine ernste Stunde für uns beide geschlagen, Anna — ich nenne Euch so, denn mein Herz giebt mir das Recht, Euch so zu nennen — eine Stunde der Entscheidung für unser Leben."

„Um Gottes willen, welche Feierlichkeit, Herr Rittmeister! — was habt Ihr, was hat Eure schwärmerische Seele so in Bewegung gesetzt? Ist dieses melancholische Pathos auf einem Spaziergange durch den nebelichten Abend mit der feuchten Regenluft in Euch geströmt, oder . . ."

„Dieses melancholische Pathos ist auf der Kanzlei der kaiserlichen Gesandtschaft in mich geströmt."

„Nun?" fragte die Herzogin lachend — „ich habe nie gehört, daß die kaiserliche Kanzlei Veranlassung zu pathetischen Schwärmereien geworden . . ."

„Ich habe dort vernommen, daß Befehle vom kaiserlichen Armee-Commando eingelaufen sind, mich zur Rückkehr aufzufordern — dies hat mich plötzlich aufgeschreckt aus meinen selbstvergessenen Träumen . . ."

„Und Ihr wollt gehorchen?" fragte die Herzogin offenbar aufs unangenehmste von dieser Nachricht überrascht.

„Gehorchen — muß ich nicht gehorchen, kann ich zum Deserteur an den Fahnen werden, denen ich Treue geschworen habe? Und doch — und doch —

o mein Gott, Anna, was habt Ihr aus mir gemacht!" setzte er in bitterm Tone hinzu.

Es lag genug in diesem Tone, was der Herzogin erlaubte, alsogleich wieder von ihrem ersten Schrecken sich zu erholen.

„Es scheint, es ist nicht viel gescheidtes, was ich aus Euch gemacht habe," antwortete sie heiter. „Sonst würdet Ihr nicht so muthlos außer Euch gerathen!"

„Muthlos? o, ich habe Muth, Alles für Euch in die Schanze zu schlagen — Alles, mein Leben, meine ganze Zukunft — nur Eines nicht: meine Ehre! Daher habe ich meinen Entschluß gefaßt. Hört mich an: Wenn jetzt ein guter, für den Kaiser und das Reich günstiger Friede geschlossen wird, so werden die Waffen niedergelegt, und ich bin meines Dienstes quitt; ich kann, wenn ich meinem Vater nur zu schreiben vermag, daß die Verhandlungen zuverlässig in kürzester Zeit ihren guten Abschluß finden werden, zugleich von meinem Posten mich lossagen. Eines Arms, der weiter nichts kann, als zuschlagen, bedarf man dann nicht mehr. Ich bin frei. Dies aber ist auch die einzige Art, wie ich, ohne mich mit Schande zu bedecken, meiner Leidenschaft für Euch nachgeben, ganz ihr leben kann! Ich

will Euch folgen, Anna — ich will für immer Euer Sclave sein — aber Eines fordere ich von Euch; ich weiß, wie viel Ihr vermögt; ich weiß — Ihr selbst habt es mir wiederholt gestanden —, daß der Cardinal Mazarin, der die Politik Eures Reiches leitet, in ausführlichen Debatten Euch allein in seine letzten Absichten eingeweiht hat, bevor Ihr von Paris abreistet, um Euch hierhin zu begeben; Ihr seid deshalb die Egeria Eures Gemahls — wohlan, Anna, erhebt Eure Hand und schneidet diesen endlosen Faden der Unterhandlungen, den Ihr vor Euren Augen sich immer mehr dehnen, immer mehr verwirren laßt, endlich durch; seid die Schicksals-Göttin für mich und zugleich für Deutschland, für Europa; die Völker werden Euch segnen — macht Frieden . . . laßt mich Euch bewundern, vergöttern, für ewig Euer Sclave sein, weil Ihr es wart, die endlich die blutenden Wunden meines Vaterlandes gestillt hat!“

Die Herzogin lachte plötzlich auf.

„Mein Gott, wie habe ich Euch verwöhnt, blonder Ritter! Nun soll ich gar um Eures, freilich sehr zierlich gewundenen Knebelbärtleins willen den Lauf der Welt bestimmen! Im Ernst, Anton von Werth, kommt Ihr Euch nicht wie ein Kind vor, das von seiner Mutter den Mond geschenkt verlangt?“

„Wahrhaftig," antwortete Anton bitter, „mir war nie weniger kindisch zu Muthe, als in diesem Augenblicke. Ich verlange nichts Unmögliches von Euch. Was ich verlange, das fordere ich, weil ich ein Recht habe, es zu fordern."

„Und — ich bin neugierig, es zu hören — wer giebt Euch dieses Recht, herrschsüchtiger Mensch?"

„Meine Liebe, meine Leidenschaft für Euch ... aber freilich, Ihr seid nicht die, welche solche Rechte anerkennt. — Anna, Anna, laßt mich nicht ahnen, daß Ihr nichts als ein kokettes Spiel mit einem unglücklichen Herzen treibt ... und wahrlich, wenn es nicht wäre, wenn Ihr mich liebtet, dann würden Eure diplomatischen Intriguen hier Euch schaal und unaussprechlich langweilig erscheinen, dann würdet Ihr gern dem traurigsten Ruhme entsagen, den es für eine Frau giebt, dem, ein Diplomat, ein Staatsmann zu sein — Ihr würdet nichts Anderes als ein Weib, als m e i n sein wollen!"

„Was doch ein Mann, den man verhätschelt hat, nicht alles verlangt! Die Interessen Frankreichs ..."

„Die Interessen Frankreichs? Was gehen Euch die Interessen Frankreichs an?"

„Vortrefflich! man muß nach Deutschland kommen, um so etwas zu hören! Welche Grundsätze!

Damit wißt Ihr denn auch Eure Interessen so meisterlich zu verpfuschen!"

„Also, Ihr wollt nicht, Frau Herzogin, Ihr wollt noch lange Monate, vielleicht Jahre lang hier das Gespinnst, welches das Nessushemd für Deutschland wird, weiterspinnen — und was mich angeht, so wollt Ihr, daß ich, um nicht als ehrloser Ausreißer verurtheilt zu werden, mich von Euch losreiße, zurückkehre und aus Schmerz und Verzweiflung umkomme. — Gott, könnte ich dann lieber zu Euren Füßen sterben, damit Ihr sähet, wie grausam Eure Härte war!"

„Anton!" sagte die Herzogin zärtlich und streckte dem jungen Manne ihre Hand hin, „seid ruhig und hört mich an. Was Ihr verlangt, ist eine Thorheit. Es ist wahr, daß der Herzog von Longueville und Graf Servien oft zu mir sich flüchten, wenn sie nicht wissen, ob sie auf diesem oder jenem Punkte nachgeben oder starr festhalten sollen. Es ist wahr, daß ich in St. Germain und in Paris mancherlei Winke erhielt, welche mich in den Stand setzen würden, vielem Hin- und Herverhandeln ein Ziel zu stecken, während ich jetzt lächelnd ihm zuschaue . . ."

„Und weshalb steckt Ihr ihm nicht ein Ziel — weshalb denkt Ihr nicht daran, wie viel jeder weitere

Tag, an welchem Deutschland alle die Scharen fremder und eigener Kriegsvölker erhalten und nach Belieben schalten lassen muß, uns kostet . . . ?"

„Ihr werdet es gleich hören – unterbrecht mich nur nicht! Den Frieden aber zu dictiren — dazu bin ich nicht im Stande, und wenn ich es könnte — glaubt Ihr, Anton, daß ich es thun würde? Was wäre die Folge? Ihr würdet Euren Dienst niederlegen können, sagt Ihr. Aber für mich? Ich müßte dann heimkehren nach Frankreich. Dahin könnt, dahin wollt Ihr dann freilich mir folgen. — Doch, Anton, wie wenig kennt Ihr die Welt! Wie bald würdet Ihr dort vom Strudel des Lebens erfaßt, in andere Kreise geworfen, von all den Aufregungen, die Ihr heute nicht kennt und nicht ahnt, ergriffen werden! Wie bald würdet Ihr dort die arme Anna von Longueville vergessen, die es so gut mit Euch gemeint und Euch doch so schlecht erzogen hat, Ihr unvernünftiger, leidenschaftlicher Mensch! Nein, nein, redet mir nicht von Euren Planen. Hier, in dieser Umgebung, flicht sich eine liebe, theure Freundschaft in unser Leben. Hier können wir uns ihr hingeben, unbeobachtet, ungestört ihr angehören. Hier ist der Boden, auf welchem sie groß gewachsen, hier die Umgebung, welche sie erhält und nährt. Seid darum

nicht verwegen und stürmt auf mich ein, unsere Freundschaft loszulösen von diesem Boden und sie in eine ganz andere Luft, die Ihr nicht kennt, zu verpflanzen. Wißt Ihr denn, ob sie das erduldet? ob sie in anderer Umgebung nicht alsogleich verkümmern wird? Und — Ihr zuversichtlicher, verwegener Blondkopf —" setzte die Herzogin in heiterm Tone hinzu, „fällt Euch denn gar nicht ein, wie naiv Ihr seid? Gesetzt auch, Ihr wäret Eurer Treue unter ganz anderen Verhältnissen sicher — seid Ihr denn der meinigen sicher? Wißt Ihr denn, was dort, wohin Ihr mich drängt, meiner wartet, um mich Euch abspenstig zu machen?"

„Den Einwurf kann ich freilich nicht widerlegen," antwortete Anton von Werth, indem er sich rasch mit einem Ausdrucke großer Kälte abwandte; „da habt Ihr Recht, Frau Herzogin!"

„Nun wohl — so gebt Euch zur Ruhe! Laßt uns hier bleiben, Anton — laßt uns genießen, was uns an Glück die gütigen Götter hier gönnen und bescheiden — greifen wir in dieses Schicksal nicht eigenmächtig ein — wer weiß, ob ein solches Eingreifen nicht das Erwecken eines Schlummernden wäre, das ihm zum Bewußtsein bringt, er hat geträumt und — der schöne Traum ist zu Ende."

„Also," fuhr Anton von Werth mit eigenthümlicher Heftigkeit auf. — „Ihr wollt den Frieden nicht beschleunigen, Ihr weigert Euch, Euren Einfluß dazu aufzubieten — ja, Ihr seid wohl gar im Stande, was in Eurer Macht liegt . . ."

„Aufzubieten, um ihn noch lange, recht lange hinauszuschieben? Weshalb nicht?"

„Trotzdem" fuhr Anton fort, „daß Deutschland aus tausend Wunden blutet? daß mit jedem neuen Tage, der ihm den Frieden nicht bringt, diese Wunden neu strömen? daß unnennbares Elend sich von Tag zu Tag hinauszieht und an dieser entsetzlichen Verwüstung, die seit dreißig Jahren fortwüthet, die letzten Lebenskräfte zu Grunde gehen, die letzten Hoffnungen auf die Möglichkeit eines allmählichen Wiedererstehens des zertretenen Volkes zu nichte werden?"

Die Herzogin blickte den jungen Soldaten verwundert an: so ernst, mit so viel Feuer hatte sie ihn nie reden, nie um Dinge, die ihn nicht unmittelbar berührten, sich kümmern sehen.

„Es wird nicht ganz so schlimm sein, wie Ihr es da ausmalt," sagte sie, die Achsel zuckend. „Aber wenn ich nun trotz allem dem mein bischen Einfluß nur anwendete, um den Frieden noch lange, recht lange hinauszuziehen . . . wenn ich mir noch recht lange

das capriciöse Vergnügen gönnte, in dieser anstrogothischen Stadt gewisse unglückliche Erziehungs-Experimente fortzusetzen — Anton," sagte die Herzogin mit einem schmelzenden Tone und einem zärtlichen Blicke — „könntet Ihr mir daraus einen Vorwurf machen — Ihr?"

Aber die verführerischen Manieren und die anmuthige Tändelei, womit die schöne Frau nach einer blonden Locke des jungen Mannes faßte, sie um den Finger wickelte und dann, wie, um ihn zu strafen, daß er nicht Eines Sinnes mit ihr sei, daran zupfte — alles das schien keinen Eindruck auf Anton von Werth zu machen.

Sein Gesicht — war es die Wirkung der flüchtig bewegten Flamme im Kamine, die so grell ihren Schein darauf warf? — sein Gesicht schien bleich und eigenthümlich gespannt. Seine Züge hatten zugleich einen unheimlichen scharfen Ausdruck, wie die eines Menschen, den ein Fieber schüttelt, bekommen. So stand er unbeweglich aufrecht da — die rechte Hand, welche auf der Stuhllehne der Herzogin geruht hatte, war von ihm zurückgezogen worden; seine Augen schienen zornig flammend auf sie niederzuglühen, wie sie kokett halb aufrecht, halb liegend in ihrem großen Fauteuil vor ihm dasaß.

„Wahrhaftig, Anton von Werth," sagte sie als er eine Weile so dastand, ohne eine Sylbe zu antworten, „Ihr seht aus und blickt mich an, wie der Ritter Blaubart, als er just eine seiner Gemahlinnen zu erwürgen in Begriff stand!"

Anton antwortete noch immer nicht.

„Bin ich ein Medusenhaupt, daß Ihr mich so anstarrt?"

Er schien zu erwachen.

„O mein Gott!" flüsterte er, sich abwendend, wie aus tiefster, kummerschwerster Brust — „o mein Gott, in welcher Schlinge habe ich mich gefangen!"

Er machte ein paar Schritte durch das Gemach und wischte den kalten Schweiß, den er seine Stirn bedecken fühlte, fort.

„Werdet Ihr reden, was Euch anwandelt, welche furia tedesca in Euch stürmt?"

„Herzogin!" — fuhr Anton von Werth auf, indem er ihren Arm erfaßte und drückte, daß sie vor Schmerz einen leisen Schrei ausstieß — „ist alles ein Spiel, ein frivoler Scherz, den Ihr mit mir treibt, um Eure Macht über mich darin zu spiegeln — oder ist es Euer Ernst — denkt, handelt Ihr wirklich so . . . ?"

Die Herzogin von Longueville stand erschrocken

auf; aus dem Tone, mit welchem Anton diese Worte sprach, klang etwas heraus, das sie im Innersten ihrer Seele traf.

„Herr von Werth," sagte sie, „Ihr vergeßt Euch — ein frivoles Spiel hätte ich mit Euch getrieben? — keineswegs, ich habe Euch gegenüber immer auf der Zunge getragen, was ich gedacht und empfunden habe, nicht mehr, nicht minder . . ."

„Dann habt Ihr mich zu einem elenden Menschen gemacht, auf Lebenszeit!" unterbrach Anton von Werth sie mit dumpfem Tone und sich zum Gehen wendend. „Lebt wohl, Frau Herzogin. Wir sehen uns nicht wieder!"

Sie trat ihm in den Weg.

„Was ist Euch, thörichtes Kind?" sagte sie, als wolle sie ihn zurückhalten, indem sie den Ton nachsichtigster und zärtlichster Güte in ihre Worte legte.

„Was mir ist? Mich übermannt das Gefühl, daß ich ein schlechter Mensch bin und daß ich es umsonst geworden bin!"

„Welche Reden . . . fühlt Ihr Euch denn so gar schlecht und verworfen, daß Ihr deshalb Eure beste und mildeste Freundin fliehen zu müssen glaubt?"

„Meine Freundin!" lachte Anton von Werth

bitter, fast höhnisch auf — „meine Freundin!“ Er schlug beide Hände vor das Gesicht.

„Und soll ich das nicht sagen: Eure Freundin?“ fragte die Herzogin, mehr und mehr über sein Betragen erschrocken und ängstlich seine Arme erfassend, um sie herabzuziehen und sein Gesicht frei zu sehen.

„Nein, sagt das nicht,“ antwortete Anton von Werth, indem er hart und rücksichtslos ihre Berührung abschüttelte. „Ihr seid nicht meine Freundin — aber ich will Euch sagen, was Ihr mir seid: Ihr seid von diesem Tage an der Alp meiner Nächte, und Euer Bild wird mich verfolgen wie den Verbrecher das Andenken seiner That verfolgt: auch ich habe ein Verbrechen begangen, an Euch, ein noch größeres an mir selbst . . . .!“

„Ein Verbrechen? an mir ein Verbrechen?“ fragte die Herzogin.

„Ja, und ich will es offen Euch bekennen: Anna von Longueville, täuscht Euch nicht länger — ich bin nicht der verliebte Sclave, der ich Euch zu sein schien. Als Ihr begannt, Eure Netze nach mir auszuwerfen, da setzte sich ein Plan, ein teuflischer Plan in meinem armen bethörten Hirne fest. Unterjoche diese Frau, sagte ich zu mir, welche glaubt,

ein leichtfertiges Spiel zu ihrer Kurzweil mit Dir treiben zu können. Stelle Dich, als ob ihre Koketterieen Dich wie einen jungen Gimpel unlösbar verstrickten, als ob Dein ganzes Herz von der Macht ihrer Reize gefangen wäre; dann spiele Deine Rolle geschickt weiter, und indem Du ihr liebeberauschter Vergötterer scheinst, der nur für sie noch lebt und athmet, der stürbe, sobald ihm ihr Blick nicht mehr sonnig schiene — bemächtige Dich ihres Herzens, wecke ihre Leidenschaft und wisse sie zu beherrschen, lehre sie Dir gehorchen; und dann wenn sie Dir gehorcht, dann schreibe ihr vor, was Du irgend durch sie erreichen kannst, lenke durch sie den Wurf der Würfel, mit welchen hier um den zerrissenen Mantel Deines Vaterlandes gespielt wird. Rette durch sie, was zu retten ist. Zaubre durch sie das Ziel aller Deiner Wünsche heran, den Frieden für das Reich, die goldene Zeit, welche auch Dir erlauben wird, Dein eigenes Glück Dir zu gründen, Deinen eigenen Herd, an dem Deine treue Braut..."

„Herr von Werth," unterbrach ihn hier die Herzogin, „redet nicht weiter — sie zitterte heftig, als sie sprach, alle ihre Fassung war dahin, und trotz der Mühe, welche sie sich gab, den äußeren Anschein der Ruhe zu bewahren, fühlte sie doch ihre Kniee so

unter sich wanken, daß sie den Arm ausstreckte, um an dem nächsten Möbel sich aufrecht zu erhalten — „redet nicht weiter — ich habe eine Schlange an meinem Herzen groß gezogen — das, das, in diesem scheinheiligen, tückischen Deutschland . .. .! Und nun gar noch geopfert zu sein um eines anderen Weibes willen — o, hättet Ihr das wenigstens mich nicht errathen lassen!"

Sie warf sich in ihren Sessel zurück, und Thränen der Wuth perlten über die Hand, auf welche sie ihre bleiche Stirn stützte.

„Laßt mich Alles sagen, Ihr sollt Alles wissen," fuhr Anton unerbittlich gegen sich und gegen sie fort: „Ich habe meinen Plan vollführt; ich habe gelogen und geheuchelt; ich habe mit falschen Liebesschwüren um mich geworfen, Alles, Alles in der Hoffnung, mein Ziel zu erreichen; wie ich es über mich vermochte, die schwere Maske zu tragen — denn schwer ist sie mir geworden — beim Himmel — das kann ich Euch nicht schildern in dieser Stunde; genug, ich habe es durchgeführt, so ganz und vollständig, daß ich täglich mit innerem Frohlocken beobachten konnte, wie Ihr mehr und mehr Euch mir zu unterwerfen lerntet. Endlich glaub' ich nun am Ziele zu stehen, ich komme zu Euch, meinen Meister-

streich zu machen, Euch mein letztes Geheiß zu dictiren, und — statt des milden, nachgiebigen Weibes, das mir die Hand überläßt, damit ich sie führe und mit ihr meinen Willen dieser Schar von Feinden meines Vaterlandes, welche hier Heimtücke sinnen, auferlege — statt dessen finde ich — nun Euch, die mir gesteht, daß ich und meine unglückselige Lüge, mein Liebeheucheln, mein verruchtes Spiel nur dazu dienen, die Leiden Deutschlands zu verlängern; daß Ihr die Ränke, die ich enden wollte, nur weiter ausspinnt, um meine verlogenen Huldigungen länger zu genießen! O mein Gott! ist je eine schlechte That entsetzlicher bestraft worden?!"

„Eine schlechte That! das ist sie, Herr von Werth!" sagte die Herzogin, ihr bleiches Gesicht mit zornfunkelnden Augen durchbohrend auf den jungen Mann richtend.

„Macht Ihr mir keine Vorwürfe, Anna von Longueville . . . ein Weib, das um einer Liebelei willen, an der ihre Eitelkeit sich nährt, die Leiden eines Volkes, einer Welt verlängern kann, hat kein Recht, Moral zu predigen!"

Die Herzogin erhob sich rasch und trat Anton von Werth einen Schritt entgegen; aber er schnitt ihr das Wort ab:

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt — Ihr wollt mir sagen, wie schlecht ich sei, und mich fortweisen.... o, ich gehe schon — daß Ihr je meinen Blick wieder begegnet, das fürchtet nicht! Das Spiel ist zu Ende — wir trennen uns wie zwei Schauspieler, welche sich glühend und trunken ihre Leidenschaft geschildert haben und, wenn die Scene zu Ende, nach rechts und nach links in ihrer Coulisse verschwinden! Lebt wohl, Herzogin, von Longueville!"

Anton von Werth verließ mit raschen Schritten das Gemach.

Die Herzogin stand lange Zeit mit ihren todesbleichen Zügen wie verstummt in der Mitte ihres Zimmers; regungslos, wie eine Statue, blickte sie dem Verschwundenen nach. Dann plötzlich zuckte wie ein wiederkehrendes Leben durch diese starre Gestalt, sie schüttelte heftig ihre Klingel, und als die Cameriera erschien, befahl sie, augenblicklich ihren Stallmeister Tavannes herzubescheiden.

Sechstes Capitel.

Wir wollen uns unterdeß nach unsrem flüchtigen Reitersmann, dem alten Wolfhart umsehen, der seinem

neuen Herrn so plötzlich entlaufen war. — Dem Scheine nach aus einer Anwandlung von Patriotismus und Moralität, Dinge, die etwas sehr auffallendes bei einem Soldaten des dreißigjährigen Krieges haben mußten. Die starke Seite solch eines Landsknechts aus den Zeiten unsrer Glaubenskämpfe war eben sonst, daß er selbst gar keinen Glauben hatte, und den Schweden, den deutschen Kriegsherren, den Franzosen diente, je nach dem ihn die Gelegenheit, oder das Handgeld, die schlechtere Zucht oder die Aussicht auf Beute lockte. Wolfhart dagegen, haben wir gesehen, schien an einer ganz paradoxen Vaterlandsliebe zu leiden, die soweit ging, selbst die Schönheit eines französischen Weibes in ihrem nationalen Abscheu zu begreifen!

Das hatte nun freilich seine Gründe und um sie zu erklären, müssen wir ein Wort über die Vergangenheit des alten Reiters sagen. Wolfhart war seit Jahren der treueste Diener seiner jungen Gebieterin Ulrike. Ulrikens Mutter war früh gestorben, der Obrist Leynen hatte bei deren Schwester in einer süddeutschen Stadt sein Kind aufziehen lassen; als er aber dem Dienst Valet gesagt und sich auf sein Schloßgut in Baiern zur Ruhe gesetzt, da hatte er seinem Kinde Botschaft gesandt, daß es nun am Herde

seines Vaters eine Zuflucht habe und zu ihm kommen solle.

„Das erste vor allen Dingen," hatte Leynen dabei zugleich zu seinem alten Diener gesagt, „ist, daß wir dem armen Mädel einen weiblichen Umgang verschaffen auf unsrem verlassenen Castell. Wie wär's, Wolfhart, wenn ich Dich ausschickte, unter den Töchtern des Landes eine weise Jungfrau, welche in der Wirthschaft erfahren, so ziemlich bei Jahren und in allen Dingen ein Muster von Zucht und Anstand ist, aufzusuchen, auf daß wir einen lehrreichen Tugendspiegel, einen Ehrenwächter — kurz, so etwas wie eine Duenna für Ulrike hätten! Du wärst," fügte Leynen lachend hinzu, „der rechte Mann zu solch einem Geschäft, meine ich!"

„Gott soll mich bewahren!" hatte Wolfhart darauf ausgerufen, „das' ist ein curioser Gedanke, den Ihr da habt, gestrenger Herr Oberst! Alles zu befehlen, Herr Oberst, aber den Ehrenwächter, so lange Ihr auf meinen Rath hört, lassen wir bei Seite! Potz Kirchensacrament, welch ein Einfall ist das!"

„Nun, was ist es denn für ein Einfall!"

„Herr, mich dünkt, was Ihr vorhabt, das ist, daß ihr Euch zur Ruhe setzen wollt auf Eurem stattlichen Schloß, so Euch der edle Kurfürst von Baier-

land zu Lehn gegeben hat — ich will nicht gesagt haben, daß sie Euch just so Noth thue, die Ruhe, denn Ihr seid noch immer ein gar rüstiger Herr für Eure Jahre und man sieht sie Euch wahrhaftig nicht an; aber ein gutes Stück Menschenleben habt Ihr mitgemacht und im Kriege, wißt Ihr, zählen die Jahre doppelt, und wenn man das breite Wehrgehenk so lange auf der einen Schulter hat liegen gehabt, dann thut Einem der alte Knochen am Ende weh, und man sieht sich nach einem guten Nagel um, an den man das Ding hängen kann; also wie gesagt, nach Ruhe steht Euer Verlangen . . . . und nun wollt Ihr damit beginnen . . . Du liebe Zeit, wißt Ihr denn nicht, was der heilige Augustinus schreibt?"

„Nun, was schreibt der heilige Augustin? — Ich habe wahrhaftig nicht gewußt, daß Du in den Kirchenvätern bewandert seiest, Wolfhart!" sagte Leynen.

„In der andern Welt, schreibt er, da wachen am jüngsten Tage alle gottseligen Weiber als Männer aus dem Todesschlaf auf und das, damit im Himmel nicht das Elend mit ihnen aufs neue losgeht!"

„Das ist ja vortrefflich," antwortete der Obrist lachend, „und meiner Seel' spaßhaft genug; ich freue mich schon darauf, wenn ich meine alte Großmutter,

die mich so oft, als ich noch ein unnützer Bube war, hat auf Erbsen knieen lassen, dort oben als alten Kumpan wiederfinde, und ihr mit einem: Grüß Gott, Kamerad Frau Großmama! auf die Achseln klopfe."

„Das Vergnügen steht Euch bevor, das ist sicher!" versetzte Wolfhart: „was aber Euren Einfall wegen der Duenna angeht, Herr Obrist, so denk' ich, Ihr wollt so gescheidt sein und Euch eine Lehre daraus ziehn und auch aus Eurem Paradiese die Weiber weglassen!"

„Aber, Wolfhart, mit wem soll sie sich denn unterhalten die Ulrike, das gute Kind!"

„Unterhalten? Mit uns! Habt Ihr nicht Stücklein genug aus Eurem Reiterleben zu erzählen? Und was Euren alten Wolfhart angeht — ist der etwa auf's Maul geschlagen?"

„Freilich, wenn Du Dich auf die Kirchenväter verlegst, so wirst Du an Ergötzlichkeit schon das Deinige beitragen. Aber Du bedenkst nicht, daß wir solch ein Hausmöbel zum Kochen, Waschen und tausend andern Dingen nöthig haben."

„Kochen?" fiel Wolfhart hier ein — „als ob Euer alter Feldkoch, der Andreas, nicht kochen könnte! Der siedet Euch, wenn's Noth thut, des Teufels

Klauenfuß zu Brei, daß es eine Lust ist! Und Waschen? Wer wird denn ein Schmutzfink sein und sein Zeug schmutzig machen! Was aber die tausend andern Dinge, wovon Ihr redet, betrifft — wahrhaftig Herr Oberst, ich wüßte nicht, was es sein sollte, daß ich nicht damit zu Stande käme, wenn Ihr's nur einmal mit mir versuchen wollt!"

„Nun, ich merk' es schon, Wolfhart — die Sache ist die, daß Du selber Duenna werden willst bei meiner Tochter — meiner Seel' sie wird ein schönes Gesicht machen, wenn Du Dich ihr als Ehrenwächter vorstellst, in einem blauen Mieder mit einem langen rothen Weiberrock und ein artiges Ringelhäubchen auf Deinem struppigen Haarwuchs geschnallt!"

„Ich werde immer noch eben so gut aussehen, wie Eure selige Großmutter im Männerkoller thun wird, gestrenger Herr," antwortete Wolfhart lachend. „Aber falls Ihr meint, daß Eure Tochter mehr Gefallen an mir findet, wenn sie mich in meiner natürlichen Gestalt als saubern Cavalier sieht, ei weshalb nicht — Ihr habt ja weiter nichts zu thun, als mich zu ihrem Stallmeister zu machen und, Potz Kirchensacrament, es müßte ein verwöhntes Ding sein, das Jungfräulein, wenn sie mit dem Escudero

nicht vollauf zufrieden wäre und noch nach einer Duenna verlangte! —“

Um die Wahrheit zu gestehen, auch der alte Oberst sehnte sich nicht nach einer Verstärkung des weiblichen Elements in seinem Hauswesen. Er ließ fürs erste den Gegenstand des Gesprächs fallen und kam auch später nicht darauf zurück, und so fand denn Ulrike, als sie von einer Zofe begleitet auf Neideck, dem Schlosse ihres Vaters, ankam, bis auf ein paar Hofmägde in der That nur Männer im Hause.

Wolfhart aber ließ es sich nicht nehmen, der Stellung bei ihr, welche er im Scherze sich zugelegt, höchst eifrig Ehre zu machen. Die häufige Berührung und Verbindung mit Spanien hatte dazumal spanische Sitten in Deutschland gang und gäbe gemacht. Ein Escudero schien den deutschen Damen von Stande ein angenehmer Bestandtheil des Hauswesens; so konnte Wolfhart sich ganz wie von selbst in seine Functionen einführen. Bei Tisch stand er hinter Ulrikens Stuhle! wenn sie ausritt, durfte Niemand anders sie aufs Pferd heben, Niemand anders durfte ihr den Wein und das Wasser zur Vesperstunde mischen und in ihr Zimmer tragen; kurz es war, da Ulrike sich bald an ihren treuen Diener

gewöhnte, zwischen dem Stallmeister und der Dame ein Verhältniß aufrichtiger Anhänglichkeit entstanden, welches bei Wolfhart wenigstens so mächtig war, daß er für seine junge Gebieterin sich hätte mit Freuden todtschlagen lassen. Sie war aber auch die Milde und Freundlichkeit selbst, sie sagte ihm nie ein bitteres Wort. Wurde er einmal in seinen derben Reiterspäßen, die er zuweilen auftischen durfte, wenn er an langen Winterabenden in der Gesindestube auf der Ofenbank saß, und das Fräulein heruntergekommen war, um eine Weile das ‚Geplausche' anzuhören, weil es ihr oben, in der Herrenstube, wo der Vater mit dem Hausgeistlichen am Schachbrett saß, zu langweilig wurde — wurde Meister Wolfhart dann einmal gar zu derbe und haute über die Schnur, dann hatte Ulrike eine ganz eigene Art, ihn zurecht zu weisen. Sie hatte dann keine Sylbe von Allem, was er sagte, gehört, sie hatte augenscheinlich ganz vergessen, daß er da war, und wenn Jemand es ihr gesagt hätte, so würde sie ganz verwundert worden sein und es nicht geglaubt haben, daß ein solches Individuum wie Wolfhart Klankeborg existire und da auf Neibeck hinter dem Ofen sitze und schlechte Späße zum Besten gäbe. Und ebenso machte sie es, wenn Wolfhart einmal Abends, um

die Stunde, in welcher er ihr den Vespertrank brachte, nicht so ganz fest auf den alten Reiterbeinen einherschritt, wie es wohl wünschenswerth gewesen wäre. Kein Wort kam dann über ihre Lippen. Sie sagte nicht: ‚Wolfhart, Ihr habt den Nachmittag wieder unter dem Zapfen gelegen!‘ — oder: ‚Ihr seid ein unverbesserlicher alter Trunkenbold, Wolfhart!‘ — oder gar, wie der Oberst es zu thun pflegte, wenn er seinen Kriegskameraden in diesem Zustande sah: ‚Schmeißt mir den alten Schlingel in die Pferdeschwemme!‘ — nein, das Alles wäre Wolfhart wie lauter sauersüße Schmeichelei vorgekommen gegen die Art, wie Fräulein Ulrike ihm dann einfach den Rükken drehte, und er im Augenblick für sie aufhörte zu existiren — als wäre er verschwunden, verdampft oder in eitel Luft aufgelöst! Das war ihm bitterer als Alles andere und sie hätte es beinahe durch ihr bloßes Wesen dahin gebracht, daß er sich gebessert hätte, wäre das nicht von einem alten ausgepichten Schlauch von Kriegsknecht gar zu viel verlangt gewesen. —

So standen die Dinge, als einmal auf einem seiner raschen Kriegszüge Johann von Werth durch die Gegend kam und sein Hauptquartier in Neideck, bei seinem alten Freunde nahm. In Johann's

Gefolge war sein Sohn, Rittmeister Anton von Werth, und Wolfhart merkte bald, daß die beiden jungen Leute gar sehr Gefallen an einander fanden. Nun hatte der getreue Diener seinem Fräulein seit je nichts besseres gewünscht, als solch einen kecken trutzigen jungen Soldaten: als es aber den Anschein hatte, wie wenn solch ein Freiersmann sich in der That gefunden, da wurde es dem alten Reiter eigenthümlich unwirsch zu Muthe; er fühlte, daß er sie doch eigentlich Niemandem auf der Welt gönnte, und wenn er, hinter Ulrikens Sessel stehend, sah, wie von ihr zu dem jungen Officier und von dem jungen Officier zu ihr gewisse schüchterne aber doch so sprechende Blicke hinüber- und herüberflogen, dann hätte er ihr in den Vespertrank auf den Abend ein ganz klein wenig Gift, freilich nur ein ganz klein wenig — mischen, oder mit dem jungen Mann sogleich raufen mögen, daß einer von beiden auf dem Platz geblieben! Es war gut, daß Johann von Werth nie lange ruhig auf einem Fleck aushielt und am Morgen des vierten Tages der ganze laute Schwarm, der das stille Neideck mit seinem Schwertergerassel und seinem Lärm erfüllt hatte, wieder abzog, sonst hätte Wolfhart am Ende gar noch irgend eine Thor-

heit begangen und seine lächerliche Art von Eifersucht verrathen.

Als sie fort waren, schalt er sich selbst einen Narren. Welch besseren Mann konnte er dem Fräulein denn wünschen, als den ritterlichen Sohn eines so berühmten Feldherrn, der dazu noch auf seinen Feldzügen ein hübsch Stück Beute zusammengebracht hatte, durch des Kaisers Gnade ein reicher Mann war und Schlösser und Herrschaften besaß? Welch besseres Loos konnte er für sich selber hoffen, wenn der alte Oberst einmal zu seinen Vätern versammelt wurde, als eine schöne Stelle im Dienst eines so vornehmen Hauses zu bekommen? Und war das Fräulein dem jungen Manne nicht von ganzer Seele zugethan? War das nicht an all ihrem ganz veränderten Wesen zu merken, wie Anton von Werth ihr ganzes Herz ihr entwandt? War sie nicht viel stiller, viel ernster, ja ganz anders geworden, seit der junge Soldat auf Neideck gewesen — so still und ernst, daß es Wolfhart mehr als einmal in den Sinn kam, als müße er sie fragen: Fräulein, soll ich Euch einen Dienst leisten: soll der alte Wolfhart zu Pferde steigen und einmal schauen, wo der Johann de Werth jetzt steht, und was für wackere junge Reitersleute er um sich hat, und was

die treiben und ob sie noch an gewisse blaue Augen zurückdenken, die jetzt durchs Fenster über die weite langweilige Gegend fort blicken, als ob sie Gesichte hätten und junge Helden auf weißen Rossen durch die Abendwolken reiten sähen? — So hätte er sie oft fragen mögen, und hätte sie dann Ja gesagt mit ihren süßen rothen Lippen — er hätte sicherlich den Auftrag so treu ausgerichtet wie wenn es für sein eigenes Kind gewesen wäre.

Aber er hielt sich zurück, und es war auch ganz und gar überflüssig, daß er ausritt, um nach Anton von Werth zu schauen — Anton gab seiner Geliebten schon selber Nachricht von sich, durch Botschaft und durch Brieflein, welche von Zeit zu Zeit ankamen und dem jungen Mädchen hinlänglich sagten, wie treu er ihrer gedenke. Als es nun gar später, wie wir es mit ansahen, zu einem offnen Herzensbunde mit dem Segen der Väter kam, da hatte Wolfhart sich völlig in den Gedanken, daß Ulrike Leynen nicht immer auf Neideck bleiben und sich von ihrem alten Diener den Escudero vorspielen lassen würde, gegeben und gefunden.

Gern auch hatte er damals ihren Befehl, Anton von Werth als Diener zu begleiten, erfüllt. Es war ihm ganz recht, einmal wieder tagelang zu Gaule zu sitzen

und sich den frischen, scharfen Wind um die Nase spielen zu lassen. Vielleicht, sagte sich Wolfhart in seiner Klugheit dabei, vielleicht war es auch nicht ohne Absicht gewesen, daß sie gerade ihn dem jungen Mann mitgegeben. Hieß das nicht beinahe so viel wie: beobachte ihn einmal eine Weile, welch ein Kräutlein es eigentlich ist? Erzähle mir, wenn Du heimkommst, was er thut und treibt, der junge Fant, wenn er so frei ist wie ein Vogel in der Luft und nichts zu schaffen hat, als einer schönen Frau die Zeit zu kürzen! Ja, gewiß hieß es so — denn sonst hätte Ulrike ihn sicherlich nicht fortgesandt, ihn, der gar nicht begriff wie man ohne ihn auf Neideck daheim fertig werden konnte.

Wolfhart beobachtete also und der alte Reiter war nicht lange auf der Reise gewesen — immer dicht hinter seinem neuen Herrn und der Frau Herzogin von Longueville reitend — als er in vollem Maße all die Tücke zurückkehren fühlte, welche er früher gegen Anton von Werth eingesogen und gehegt hatte. Wenn er die beiden Herrschaften vor sich so im eifrigen Gespräch mit einander bemerkte, als ob sie die ganze übrige Welt darüber vergessen hätten, dann zuckte es Wolfhart manchmal in der Faust, wie wenn er sein Schwert mit sammt der Scheide

und Koppel abreißen und dem vor ihm sich anmuthig im Sattel wiegenden Fant zornig in den Nakken schleudern müsse. Bei allem dem war es doch nichts Bestimmtes, was er Anton Schuld geben konnte. Dieser unterhielt als galanter Cavalier die Dame, welcher er seinen Schutz auf der Reise gewähren sollte. Was konnte er anders thun und was war arges dabei? Anders freilich wurde es, als sie nun in der alten Bischofstadt Münster angekommen waren, und Anton, statt am andern Tage wieder satteln zu lassen, in der Herberge blieb und auch am folgenden Tage noch keine Sylbe von der Rückkehr sprach und am dritten endlich gar die Herberge verließ, aber nicht zur Heimreise, sondern um ein Quartier, das er wochenweise gemiethet, bei einem ehrsamen Bürgersmann zu beziehen, während er seine Schwadron mit dem Lieutenant allein und ruhig, als ob sie ihn nichts anginge, nach Hause schickte.

„Der Teufel walt's!" fluchte der alte Reiter, als er Anton's und sein Pferd in den Stall der neuen Wohnung zog — „es scheint, sie sind hier bei dem Friedenswerk des jungen Herrn Rittmeisters äußerst benöthigt; und unterdeß giebt's auch ein hübsches Friedens-Pöstchen für die zwei Gäule und den alten Wolfhart hier! Ja Prosit Frieden, Herr Rittmeister!

Wenn Ihr glaubt, der Wolfhart sei ruhig dabei und lasse Euch treiben, was Euch beliebt, so irrt Ihr Euch! Er wird schon die Augen offen halten und sich umthun nach dem was vorgeht. —"

Und das that denn Wolfhart auch redlich. Er ließ seinen Herrn nicht aus dem Auge. Er sah, daß Anton von Werth beinahe mit Niemanden verkehrte, aber sich täglich zum Hofe des französischen Botschafters des Herzogs von Longueville begab. Nur Eines war ihm auffallend dabei. Anton ging so oft und so ganz ohne es zu verheimlichen dahin, daß Wolfhart auf den Gedanken kommen mußte, am Ende locke ihn doch etwas ganz anderes dorthin, als blos die Lust den Amoroso der Frau Herzogin zu machen — denn wie hätte sonst der Herzog von Longueville einen solchen Umgang seines Weibes mit dem schmucken deutschen Officier dulden können? Wolfhart hätte nun um sein Leben gern eine Gelegenheit gefunden, sich durch irgend eine Hinterthür in das Haus, das sein Herr so oft besuchte, einzuführen. Aber wie das anstellen? Hätte Anton von Werth ihn nur zuweilen hingesandt, um dort ein Gewerbe auszurichten, dann wäre es leicht gewesen, mit den Dienern Bekanntschaft anzuknüpfen, von denen einige, wie der Herzogin Reitknecht Giles, ziemlich geläufig

deutsch sprachen. Aber Anton hütete sich wohl. Brieflein von der Herzogin brachte ab und zu der Page der erlauchten Dame; ob Anton ihr durch denselben Boten andre zur Antwort zurücksandte, das wußte Wolfhart nicht, denn Anton sprach den Pagen immer nur unter vier Augen. Wie ärgerte sich der alte Reiter jetzt, daß er während der Reise so hochmüthig mürrisch unter dem Franzosenvolk daher geritten war, ohne nur mit irgend Einem von ihnen sich einzulassen! „Nun, was schadet das," sagte er sich endlich: „Reise-Cumpane sind wir ja doch alle mit einander, und so gehst Du einmal heute in die Herberge, wo sich des Abends das Volk des Herzogs versammelt und läßt Dir Dein Schöpplein zu den ihren setzen — sie werden Dich nicht zur Thüre hinauswerfen!"

Wolfhart säumte nicht, diesen Gedanken auszuführen. Am Abende finden wir unsern Escudero mitten unter den Franzmännern. Es ist eine hohe, dunkel geräucherte Wirthsstube, wo sie sich versammelt haben. In der Mitte trägt ein Pfeiler die Decke und neben diesem Pfeiler, auf zwei zusammengeschobenen Stühlen ruht ein Fäßlein, vor welchem der Hospes im hellen Leinwandwamms und der weißen Zipfelmütze kniet, um eine aromatisch duftende Flüßigkeit daraus in große Henkelkrüge zu zapfen. Man sieht, die Herren

Franzosen thun sich gütlich im fremden Lande und im fremden Weine — aber was thut's — der allerchristlichste König kann's bezahlen und weiß sich schon wieder zu entschädigen für das, was ihn der ganze Botschafttroß zum Friedenswerk in Westfalen kostet. Es sind andere Leute als er, die am Ende die Zeche zahlen. An einem langen Tisch, auf hölzernen Schemeln und Bänken sitzt die zahlreiche Gesellschaft aus Männern verschiedener Altersstufen bestehend. Einige junge lebhaft schwätzende Bursche tragen des Herzogs Livree, blau und weiß, andere tragen dunkle Tuchjacken mit aufgeschlitzten Ueber-Aermeln, welche von den Schultern niederhängen, dazu weite Beinkleider von schwarzem Sammt, die über die Kniebänder weit hinüberfallen und die halbe Wade bedecken. Die Füße stecken in großen vorn breit abgestumpften Schuhen mit Bandrosetten oder in weiten Stiefeln. Auf einem Nebentische liegen Hüte mit und ohne Federn und über einandergeworfene breite Degen an schweren Lederbandelieren. Wolfhart sitzt oben am Tische neben einem schwarzgekleideten Individuum mit einem listigen braunen Kopf und einer großen Schmarre über der Stirn und der rechten Wange; an seiner andern Seite hat Giles Platz nehmen müssen, der diesen Ehrenplatz oben am

Tisch dem Umstande verdankt, daß er als Dolmetsch dienen muß, wenn sich sprachliche Schwierigkeiten und Anstände in der Conversation ergeben. Was diese letztere angeht, so ist sie so laut und lustig wie möglich; man braucht auch nur eine kurze Weile zuzuhören, um zu merken, woher dieser heitere Schwung der Gäste rührt: die lästigen Franzmänner treiben ihren Spott mit Wolfhart und jauchzen vor Vergnügen, daß er sich so willig zu ihren Possen hergiebt.

„Ventre-bleu," sagt das Individuum mit der Schmarre, das von den Andern seiner großen Narbe wegen wie der tapfere Guise Le balafré genannt wird und als des Herzogs von Longueville Tafeldecker eine Art Respectsperson in diesem Kreise ist.

„Ventre-bleu," sagt er, „wo habt Ihr denn alldieweilen gesteckt, vieux rêitre, daß Ihr das nicht wißt? das ist ja das allerbeste an diesem närrischen Nest! Habt Ihr denn nie von dem großen Weiberkönige gehört?"

Wolfhart schüttelte mit treuherzigem Ernst den Kopf und doch blitzte dabei etwas aus seinen schmalen grauen Augen, was nüchterneren Leuten, als seine Tischgenossen waren, hätte andeuten können, daß er nicht so völlig ihre „Dupe" war wie sie glauben mochten



„Ei zum Henker, was denkt Ihr denn," fuhr Le balafré in seinem gebrochenen Deutsch fort, „was denkt Ihr denn, daß die drei großen eisernen Körbe oben an dem hohen Thurme am Marktplatz bedeuten? Da haben sie, um ihn vor der ganzen Welt recht hoch zu stellen. ihn hineingepackt den Herrn Weiberkönig und rechts und links seine Hauptminister daneben. Von der schönen Aussicht da oben sollen die drei Herren jedoch wenig genossen haben, alldieweilen man sie vorher mit glühenden Zangen einige böse Viertelstunden lang gezwickt und ihnen das Fleisch vom Leibe gerissen hatte!

„Alle Teufel!" rief Wolfhart aus — „das nenn' ich den Leuten mit Zudringlichkeiten lästig werden!"

„Nun er hatte es eben auch darnach gemacht, der König Johann," fuhr der Tafeldecker des Herzogs von Longueville fort. „Denn Ihr müßt wissen, er war ein arger Gesell, und in der ganzen Stadt hatte er das oberste zu unterst gekehrt, den Thürmen die Spitzen abgeschlagen, aus den Kirchen Tanzstuben gemacht und die Weinfässer der Pfaffheit ausgesoffen bis auf den letzten Tropfen. Was aber das beste dabei: jedem Manne hatte er erlaubt, so

viel Weiber zu nehmen wie ihm nur gefällig und möglich — fünf, zehn, zwanzig, ganz nach Belieben!"

„Das heißt lustig gelebt, aber freilich nicht selig gestorben!" meinte Wolfhart. „Da hätt' ich dabei sein mögen," setzte er hinzu, „wenn auch nur —"

„Um die Harmonie des inneren Familienlebens zu beobachten!" fiel hier lachend Giles, der Reitknecht, ein.

„Nun wißt Ihr, daß ein Sprüchwort ist," erzählte Le balafré weiter: „tant va la cruche à l'eau, qu' à la fin elle se casse. Das war dann auch hier der Fall: die Herren Fürsten und Bischöfe der Nachbarschaft versammelten ihre Völker und zogen vor die Stadt; und da die Männer, wie Ihr denken könnt, genug in ihren Häusern zu thun hatten, um unter ihren Weibern Ordnung zu halten, konnten sie nicht auf den Wällen stehn, sich zu vertheidigen, so daß die Feinde immer näher rückten, eine große Hungersnoth entstand und Monseigneur der Fürstbischof endlich mit seinen Vieux grognons von Landsknechten einrückte und sich anschickte ein Exempel zu statuiren. Das war denn auch an den Häuptern und Anführern bald geschehen und Sa Majesté, der Weiberkönig Johann, wurde mit schreiender Verletzung der Ehrfurcht, die einem gekrönten Haupt gebührt, für

die patriarchalische Art belohnt, wie er sein Reich regiert hatte. Als aber König Johann mit seinen zwei Ministern da oben richtig in den eisernen Käfigen hing, von denen ich Euch gesagt habe, da fragte es sich, was nun mit den Unterthanen des Königs geschehen solle, die mit ihm gesündigt hatten. Unmöglich konnte man sie straflos ausgehen lassen und ebenso unmöglich konnte man sie sammt und sonders mit feurigen Zangen zwicken und in eiserne Körbe stecken. Dazu waren ihrer denn doch zu viel. Deshalb hielten die Fürsten, welche dem Bischofe beigestanden hatten, mit diesem einen Rath und sannen und sprachen viel hin und her, mit welcher Strafe das böse abtrünnige Volk zu belegen sei.

„Aber was braucht's hier viel Besinnens, hub da endlich ein pfiffiger Kanzler an, der das Protocoll zu führen hatte und dem die Zeit lang wurde, weil bei allem dem Hin- und Herreden kein Beschluß zu Stande kam, den er hätte niederschreiben können — was braucht es viel Besinnens: Strafet sie gar nicht, versichert ihnen einfach Eure fürstliche Huld und Gnade und Euren festen Willen, sie bei allen Privilegien zu lassen, bei welchen Ihr sie gefunden habt: das heißt bei dem schönen schwarzen Brode Pumpernickel, das sie in der Hungersnoth der Belage-

rung erfunden und zu essen gelernt haben, und bei dem Rechte zwei oder drei oder gar vier Weiber zu haben — sie sind dann auf alle Zeiten gestraft genug, das glaubt mir, Ihr Herren!

„Die Herren lachten bei dem Vorschlag, und weil er ihnen baß gefiel, so mußte der Kanzler es als Gesetz für die Stadt auf ewige Zeiten in das Protocoll niederschreiben. Das wurde vor dem Rathhause der Stadt öffentlich und feierlich verlesen und seitdem müssen die armen Bürger bis zum jüngsten Tage ihr schwarzes Strafbrod essen und . . ."

„Doch nicht etwa zwei Weiber heirathen? Nein, Kamerad, das bindet Ihr einem Andern auf," unterbrach hier Wolfhart den Redner plötzlich in ganz ernstem, beinahe höhnischem Tone — „das ist so eine französische Aufschneiderei, nehmt's nicht für ungut, bei uns Deutschen wird so was nicht durchgelassen, davon könnt Ihr gewiß sein! Bei Euch Herren freilich, da soll's zuweilen in dem Punkt wunderlich zugehn, und weit zu suchen, um ein Beispiel zu finden, braucht man ja auch eben nicht!"

Während Wolfhart mit spöttischem Tone diese Worte hinwarf, verschwand der Zug von Schelmerei und Spott aus dem Gesicht seines Tischnachbars; Le balafré blickte etwas verwundert über

Wolfhart's Keckheit, der sich einfallen ließ, die Nationalehre anzugreifen, drein.

„Ja, ja, seht mich nur an," fuhr Wolfhart fort — „es ist so — ich hab mir's sagen lassen und wenn die Schwarzbrodstrafe darauf stände, wahrhaftig, die Tradition des Weißbrodbackens wäre in Frankreich längst ausgestorben!"

„Ventre-bleu alter Troupier," rief hier der Tafeldecker aus, „Ihr habt ein loseres Maul als ich geglaubt habe: und wenn Ihr nicht die Güte habt, zu sagen, worauf Ihr mit Euren Beispielen, nach denen man nicht lange zu suchen nöthig haben soll, anspielt, so . . ."

„Weshalb sollte ich das nicht sagen?" fiel Wolfhart ein. „Habt Ihr denn nicht bemerkt, wie Eure eigene Frau Gebieterin sich ungenirt ins Wiedertäuferthum gestürzt hat? Ja, ja, Euer erlauchter Herr Herzog hat sich sicherlich längst im Diplomatenthum die Hörner abgelaufen: wenn sie ihm aber hier in Deutschland wieder wachsen, so ist's nicht unsre Schuld — weshalb ist er ein guter — Hammel!"

„Ah bah," rief hier Le balafré verächtlich aus, als ob er wisse, wie das was Wolfhart berührte ganz anders zusammenhinge, in der That aber noch sehr fern von einem guten Einfall, die angegriffene

Nationalehre und die Ehre seines Herrn weißzubrennen. Doch Giles kam seiner Geistesgegenwart zu Hilfe.

„O Ihr alter Narr!“ sagte er — „wenn Ihr nichts besseres wißt, Meister Wolfhart, so haltet Eure Weisheit für Euch! Ihr meint, weil Euer blonder junger Gelbschnabel von Herr die Ehre genießt, der Frau Herzogin den Hof zu machen?“

„Ich weiß, was ich meine,“ versetzte Wolfhart höhnisch.

Giles schlug ein lautes, aber etwas gezwungenes Gelächter auf.

„Nun? Ihr lacht drüber! Wahrhaftig wenn meinem Herrn so etwas widerführe — ich würde nicht lachen!“ platzte Wolfhart heraus.

„Kommt her — ich will's Euch ins Ohr raunen, wie das zugeht — wenn Ihr's Eurem Herrn nicht wiedersagt . . .“

„Mit nichten!“ versicherte Wolfhart.

„Schwört Ihr's — auf Euer Wort?“

„Auf mein Wort.“

„Nun wohl,“ fuhr Giles fort: „wozu meint Ihr, haben denn die Frau Herzogin die Gnade sich von dem jungen deutschen Bären allerhuldreichst den Hof machen zu lassen? Doch zu keinem andern

End', als weil er zu den Kaiserlichen gehört und also wissen muß, was im feindlichen Lager gesonnen und spintisirt wird und in seiner verliebten Thorheit sich ablocken läßt, was dem Herrn Herzoge und der Frau Herzogin zu wissen nütz ist! Begriffen?"

Wolfhart hatte vollständig begriffen! Er hatte so gut begriffen, was Giles ihm da vorlog, daß er mit Mühe den Anschein der Gleichgiltigkeit beibehielt und lieber aufgesprungen wäre, um seiner inneren Bewegung, seinem plötzlich aufkochenden Zorn mit einem wetternden Fluche Luft zu machen.

„Also ein Verräther an seinem Kaiser ist er!" murmelte er mit den Zähnen knirschend — „da schlage doch das Wetter darein!"

Laut rief er zwar aus:

„Ah, das sagt Ihr nur — das sind Dinge, die man bei der Dienerschaft vorgiebt!"

Innerlich aber war er so verstört von dem plötzlichen Licht, das ihm aus Giles' Worten aufgegangen, daß es ihm fast unmöglich wurde, noch länger es ruhig in diesem Kreise auszuhalten. Um es besser zu ertragen, sprach er mit verdoppelter Lebhaftigkeit dem zinnernen Becher zu, der vor ihm stand, und gerieth dadurch zuletzt in einen Zustand, in welchem ihm über die Art und Weise, wie er endlich

nach Hause kam, die klaren Vorstellungen etwas bewölkt wurden.

Am andern Morgen aber war trotzdem Wolfhart mit dem frühesten wieder auf den Beinen. Sein Entschluß war gefaßt — die Ausführung kostete wenig Vorbereitung. Er nahm seinen Mantel und seine schweren Reiterpistolen, trug dem Hauswirthe den Abschiedsgruß, den wir kennen, an Anton von Werth auf und ging in den Stall, um seinem Gaule den Sattel überzuwerfen und diesen festzuschnallen, daß die Gurten krachten.

Eine Viertelstunde später war Wolfhart bereits vor dem Thore der Stadt, welches gen Süden führt —

Was er, an sein Ziel gelangt, ausgerichtet, das sollte Anton von Werth leider bald genug erfahren.

Siebentes Capitel.

Es war an einem milden Sommerabende. Ulrike Leynen hatte das Schloßgut ihres Vaters allein verlassen, und war den waldigen Hang hinaufgeschritten, der sich im Süden und Westen erhob und mit den leichten Hügelwellungen zusammenhing, die

hier die weite nach Norden sich ausdehnende Ebene abschloßen. Ihr Spaziergang führte sie bis zu einer Waldlichtung, die auf der Höhe des Hügels lag. Hier hatte ehemals eine Kapelle gestanden. Jetzt lag sie in Trümmern. In gleicher Weise sah man die Ueberreste von zwei Weilern, die in dem muldenförmigen Thale jenseits der Höhe sich angesiedelt hatten, von diesem Punkte aus in Schutt und Asche liegen. Die Spuren des Krieges waren überall in diesem blutig heimgesuchten Lande; ja, sie sind es zur heutigen Stunde noch. Wer aus dem Norden kommend den Süden Deutschlands bereist, dem muß es auffallen, daß sein Auge fast nirgends auf dem Lande jene schönen altergrauen Kirchen mit bemoßten spitzen Thürmen erblickt, welche die romantischen Mittelpunkte der Dörfer im Norden bilden. Diese uralten Bauwerke, von denen viele so alt sind, wie die christliche Gemeinde, der sie zum Gotteshaus dienen, selbst, diese dunkeln Mauern mit den schmalen gothischen Fenstern, worin einige dürftige Ueberreste von gemalten Scheiben den Strahl der Abendsonne auffangen; diese runden Chorbogen, welche auf die Jahrhunderte byzantinischer Bauweise deuten; diese plumpen viereckigen Thurmstapel, über welchen die schlanke Pyramide des schindelbedeckten Hutes in

die Höhe steigt: und umher die Gruppen mächtiger bemooster Linden, welche mit ihren alten Wipfelkronen den grünen Kranz um das Gemeindeheiligthum ziehen — sie fehlen ganz im Süden Deutschlands. Allüberall erblickt man hier öde geweißte Kirchen, wie das vergangene Jahrhundert Kirchen baute, mit dem acht- oder sechseckigen Thurm, der einer Nadelbüchse gleich sieht, und den eine garstige bauchige Kuppel krönt, oft gar pittoresk in grüne Farbe gesetzt, daß man ein orientalisches Minaret vor sich zu haben glaubt. Was ist der Grund dieser Erscheinung, welche so wesentlich die Physiognomie der Landschaft ändert? Es kann eben wohl nur der sein, daß der große Krieg um den Glauben, der einen so großen Theil Deutschlands verheerte, der die Pflugschar verdrängte um das Schwert an ihre Stelle zu setzen und mit dieser Schar, wie der Pflug die Schollen, das unterste zu oberst zu kehren, alle die alten Bauwerke vernichtet hat .... dieser entsetzliche menschenmordende Krieg, dessen Dauer nach Bruchtheilen eines Jahrhunderts zählt, und der wie die meisten großen Kriege, welche Deutschland führte, das charakteristische hat, daß es nach demselben ungefähr so blieb wie es vor demselben gewesen — all' die Schmerzen,

all das Blut, alle die Verheerung und Trümmer abgerechnet.

An diesen nicht endenden Krieg dachte denn auch Ulrike bei ihrer einsamen Wanderung. Hatte sie doch doppelte Ursache, sich nach dem Frieden zu sehnen! Und ach, Tag auf Tag, Woche auf Woche verging, ohne daß sie die Botschaft brachten, die zum Friedenswerk versammelten Herren, die nun schon bis ins dritte Jahr hadernd und streitend zusammensaßen, seien um einen Schritt weiter und ihrem Ziele näher gekommen. Und während so von außen die Friedensbotschaft ausblieb, mußte Ulrike sich gestehen, daß auch der Friede ihres Innern von argen Feinden, der Sorge und der Unruhe, bedroht wurde — der Sorge um ihren Geliebten, der Unruhe über sein Schicksal. Wie lange Zeit war nicht verflossen, seitdem er von seiner Ritterfahrt an der Seite einer Dame hätte zurück sein können! Weshalb kam er nicht zurück? Was hielt ihn ab, wenigstens eine Botschaft zu senden wie er es früher gethan, so oft sich eine Gelegenheit geboten? Freilich, er war jetzt so viel weiter entfernt — Ulrike hatte eigentlich gar keine rechte Vorstellung darüber, wie unendlich weit es aus ihrer Heimath bis in das ferne Westfalenland sei, von dem sie nur sehr dunkle Bilder

hatte und das sie ganz geneigt gewesen wäre, als ein Stück rechter Wildniß mit Wölfen und Bären darin zu betrachten, wenn es ihr ein Schalk so geschildert hätte. Und so hatte sie sich anfangs wohl getröstet, daß kein Gruß, kein Brieflein von ihm kam — nur allmählich, als die Zeit einer möglichen Rückkehr Anton's längst gekommen und doch Tag auf Tag verging ohne ein Lebenszeichen zu bringen, bemächtigte sich ihrer die innere Angst. War ihm ein Unglück zugestoßen auf der weiten Fahrt? Diese Frage drängte sich ihr mit peinigender Sorge ins Herz — und doch gab es noch eine andere Frage, welche sich ihr ins Herz drängte und welche noch peinigender war — eine Frage, welche sie sich nicht aussprach, sondern die in der Gestalt quälender Bilder sie umschwebte. Brauchen wir zu sagen, daß in diesen Bildern die verführerische Gestalt der schönen Herzogin, ihre Anmuth und ihr geistsprühender Blick eine große Rolle spielten? und daß auch Anton von Werth darin eine Rolle spielte; aber eine Rolle, die so wenig ritterlich und edel war, daß Ulrike sich jedesmal die bittersten Vorwürfe machte, wenn sie in ihrem gepeinigten Herzen sie ihm zugeschoben hatte? Und doch — es war etwas in ihr, das sich mächtiger bewies als sie selbst und ihr immer und immer

wieder den bösen eifersüchtigen Argwohn in die Seele gab. —

Ulrike hatte den Heimweg von ihrem Spaziergang angetreten. Die Sonne sank und die Hügel im Westen hatten bereits ihre weiten Schatten über die Ringmauern von Neideck gelegt: nur die Giebel und höchsten Dachtheile glänzten in den goldenen Strahlen, die auch noch die fernhin sich ausdehnende Ebene erhellten und in die verschiedenen Farbenlinien kleideten, die streifenweise über dem weiten Gebäude lagen. Ulrike ließ, als sie aus dem Walde hervorschritt, der die Hügelgegend, aus der sie herabkam, bedeckte, ihr Auge über die Landschaft streifen, die, einfach, ja eintönig wie sie war, doch so von Gottes heller Sonne bestrahlt, in wunderbarem Farbenreichthum glänzte und dadurch einen namenlosen Reiz erhielt. Da erblickte das junge Mädchen die Gestalt eines Fremden, der auf dem Wege nach Neideck herangeschritten kam. Ihr scharfes Auge ließ sie erkennen, daß es ein Wanderer war, der aus der Ferne kommen mußte, denn er trug eine andere Tracht als die der Landleute dieser Gegend, dazu Wandertasche und Stab. Als sie an der Stelle angekommen war, wo der Weg, den sie gegangen, in den andern, der aus der Ebene nach Neideck führte,

einmündete, blieb sie stehen, den Ankömmling zu erwarten. Ihr Herz schlug ihm gespannt entgegen — sie hielt sich mit Gewalt zurück, ihm nicht in der Ungeduld über die langsamen Schritte des Säumigen eine Strecke entgegen zu eilen. Endlich war er so nahe gekommen, daß sie ihm ein: „Grüß Gott! Was bringt Ihr uns?“ zurufen konnte.

Der Mann lüftete seinen Hut, dann schlug er mit der Rechten auf seine lederne Reisetasche, wie um pantomimisch eine Antwort zu geben, die er zu träge oder ermüdet schien mit erhobener Stimme Ulriken herüberzurufen.

Sie legte die Hand auf das Herz, um sein Pochen zu bezwingen: sie ahnte, sie wußte, daß es sich um eine Botschaft für sie handle!

Und in der That: der Mann zog ein Päcklein, überschrieben: ‚an die wohlgeborene, viel ehr- und tugendsame Jungfrau Jungfrau Ulrika von Leynen, zu Neideck,‘ aus seiner Tasche. Er kam aus München seines Weges, dort hatte einer aus den gestrengen Herren von des Kaisers Botschaft beim churfürstlichen Hofe ihn gedungen, den umfangreichen schwergewichtigen Brief gen Neideck an das Fräulein zu überbringen. Sie nahm ihn hastig aus seinen Händen, sie erblickte Anton's Hand, ihr Antlitz röthete

sich bei ihrem innern Jubel und mit raschen Worten lud sie den Boten ein, in die Gesindehalle unten im Schlosse zu kommen und sich zu erquicken. Sie selbst eilte vor ihm her, gab flüchtig einem Knecht, den sie auf dem Hofe fand, den Befehl, für den Mann Sorge zu tragen und dann eilte sie, die Wendelstiege ins obere Stockwerk des Hauses mehr hinaufschwebend als gehend, in ihr Gemach, um sich dort in Anton's Liebesworten zu berauschen. —

Der Bote hatte es sich unterdeß unten im Schlosse bald bequem gemacht. Trank und Speise wurden ihm aufgetragen, dann kam der Oberst selbst, der draußen gewesen war, nach seinen Feldern zu schauen, in die Gesindehalle. Ein fremdes Gesicht war in Neideck immer ein Ereigniß. Leynen trat zu dem Manne, fragte ihn aus, was es in der Hauptstadt des Baierlandes für Neuigkeiten gebe und was man von Krieg und Frieden rede, und während er so die Arme über der Brust verschlungen vor dem Fremden stand, der über Alles Bescheid gab, so gut er es wußte, blickte sein Auge über den Raum der niedern gewölbten Halle fort und durch die schmalen vergitterten Fenster am Ende derselben auf den Hof. Plötzlich unterbrach sich Leynen in seinem Zwiegespräch mit dem Boten.

„Alle Wetter — da kommt ja auch just der Wolfhart auf den Hof geritten — der alte Wolfhart wie er leibt und lebt!“ — und mit raschen Schritten eilte der Burgherr zur Halle hinaus und auf die Schwelle des Hofes.

„He Wolfhart — lebst Du denn noch? Bist Du's wirklich?“ rief er ihm entgegen; „meiner Seel, wir glaubten Euch längst von den Wölfen geschluckt, so lange bist Du geblieben!“

„Oho, Herr Oberst, die Wölfe haben uns nichts angehabt; habe auch keinen gesehen auf der Fahrt — Füchse schon etzliche und die sind schlimmer!“

„Nun und wie gehts denn, alter Kumpan?“

„Gut, ganz gut, Herr Oberst!“ antwortete Wolfhart, indem er, an seinem Pferde stehend und sich weiter um seinen Gebieter nicht kümmernd, die Sattelgurten losschnallte.

„Nun, Gott sei Dank,“ fuhr Leynen fort; „aber Du bist ja gewaltig kurz angebunden — laß doch den Knechten den Gaul.“

„O 's ist nur wegen des einen Gurts, den ich in der Wuth zerrissen und dann wieder so zusammengebandelt habe, daß kein Anderer ihn mehr durch die Spange bringt: ich muß es halt schon selber thun!“

„In der Wuth? Und worüber bist Du so in Wuth gewesen, daß Du die ledernen Gurten zerrissen hast, als wenn es Bastfäden wären?“ fragte Leynen.

„Nun, worüber anders als darüber, daß das vermaledeite Franzosenvolk mich auslachte!“

„Ausgelacht haben sie Dich? Wahrhaftig, das hätte ich Dir vorhergesagt, Wolfhart,“ versetzte Leynen lächelnd. „Aber,“ fuhr er fort, „aus Rand und Band gebracht haben sie Dich auch, wie ich sehe; es wäre Zeit, Wolfhart, daß Du Deinem Gaul jetzt endlich den Rücken kehrtest und nicht länger Deinem Herrn!“

Wolfhart schien sich um diese Mahnung nicht viel zu kümmern: Er nestelte am Sattelzeuge seines Pferdes weiter. Was er mitzutheilen hatte, gab ihm ein Gefühl der Wichtigkeit und Sicherheit, das er keineswegs geneigt war, unausgebeutet zu lassen. So betrug er sich denn heute in Gegenwart seines Herrn mit einer wahrhaft unverschämten Formlosigkeit. Endlich gab er seinem Pferde einen Schlag und ließ es selbst seinen Weg zu dem alten Stalle suchen.

„Komm mit mir herauf,“ befahl ihm Leynen jetzt — „und erzähle mir, wie es Euch ergangen auf der Fahrt. Wo ist der Werth?“

„Meint Ihr den alten oder den jungen?“ fragte

Wolfhart, während er neben dem Obersten unten durchs Haus und die Stiege, welche am Ende des Vorraums nach oben führte, hinaufschritt.

„Ich meine den jungen — hast Du auch gute Nachrichten vom alten, desto besser!“

„Dem Alten gehts wohl: er hat sich donauaufwärts gezogen und wird wohl heute noch Freising zu seinem Quartier gemacht haben! Er trägt mir viel schöne Grüße für Euch auf und er hoffte, Ihr würdet es ihm nicht entgelten lassen — er könne nicht dafür, er habe es immer geahnt, daß er noch ein Unglück mit dem Burschen haben werde, der Ulrike solltet Ihr es fein glimpflich und allmählich beibringen, damit das arme Kind . . .“

„Aber ins drei Teufels Namen, wovon redest Du?“ fragte Leynen erschrocken stehen bleibend.

„Nun, wovon anders als vom Anton Werth und seinen Streichen?“

„Anton von Werth? Streiche? Und was für Streiche macht er?“

„Weiter keine, als daß er ins französische Lager, wenigstens ins Lager eines französischen Weibes übergegangen ist!“

„Wie — hat die Herzogin . . .“

„Grade die! die schöne Herzogin! die hat

den Gimpel gekirrt und zahm gemacht und er plappert jetzt, was sie von ihm verlangen!"

„Wolfhart!" rief Leynen voll Bestürzung aus, indem er seinen Diener am Arm ergriff.

„Ja, ja, es ist so," fuhr Wolfhart in seiner mürrischen Trockenheit fort — „weshalb hätte ich mich denn sonst auch von den Franzosen in Wuth setzen lassen, als weil sie mir höhnisch den Staar stachen und ich einsehen mußte, daß sie Recht hatten?"

Leynen eilte nun rasch die übrigen Stufen der Treppe hinauf: Wolfhart mußte ihm in sein Wohnzimmer folgen, hier schloß der Obrist die Thüre ab; dann befahl er dem alten Reiter, ihm Alles der Reihe nach zu erzählen. Dieser hielt mit dem, was er bemerkt und beobachtet zu haben glaubte, nicht hinter dem Berge. Der Obrist gerieth dabei in wahre Verzweiflung.

„Mein Kind — mein armes Kind!" rief er einmal über das andere aus.

„Nun — sie muß sich halt trösten," meinte Wolfhart endlich: „es ist ja eigentlich ein Glück, daß der alte Wolfhart da war und es herausbrachte, welch Kräutlein der junge Herr eigentlich ist — noch bevor es zu spät war. Sie muß denken, der Fant

sei nie hier auf Neldeck gewesen — und dann ist ja Alles wieder wie zuvor!"

„Geh," versetzte Leynen ohne sich auf diese Trostgründe einzulassen — „geh nach unten und mach Dirs bequem. Beim alten General de Werth bist Du gewesen und hast ihm Deine Neuigkeiten brühwarm zugetragen: das ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht bessern. Wenn Du hier jedoch nur den Mund aufthust — nur eine Sylbe sprichst, so — bei meiner Ehre, Wolfhart, so laß ich Dich in den Schloßgraben werfen."

Wolfhart blickte höchst überrascht über diese ungnädige Sprache seines Herrn, an die er seit so langer Zeit nicht mehr gewöhnt war, auf und wollte antworten. Aber der Oberst ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Marsch!" sagte er — und donnerte Wolfhart diese Sylbe so ernst ins Ohr, daß dieser vorzog schweigend abzuziehen. —

Leynen schritt dann lange nachdenklich in seinem Zimmer auf und ab. Wohl nie, seitdem er sein treues Weib verloren, hatte er sich so rathlos und ohne eine Menschenseele, mit der er vertrauensvoll Rath pflegen konnte, gefühlt. Was sollte er thun? Seiner Tochter Alles sagen und das Bild eines Treulosen mit

einemmale in ihrem Herzen auszulöschen suchen? Oder sollte er allmählich sie von ihm abzuwenden streben, um ihr den namenlosen Schmerz zu ersparen — sollte er das Gift tropfenweise ihr eingeben? Oder sollte er ganz schweigen und nicht gleich verzweifeln an dem jungen Manne, der ihm selbst theuer geworden, den er sich jetzt so lange schon froh als Sohn gedacht, daß er ihm zum Glücke seiner letzten Lebenstage wie unumgänglich nöthig geworden schien? War es nicht Unrecht, etwas über ihn zu beschließen, bevor Leynen Aug' in Aug' mit ihm geredet, bis er ihm Gelegenheit gegeben, sich zu vertheidigen? Leynen neigte sich mehr und mehr zu diesem Entschluße. Ja, er wollte nicht auf eine Anklage hin verdammen, die keine andere Stütze hatte, wie die seines Dieners, der zwar immer eine treue Seele gewesen und mit einer Ergebenheit an seiner Herrschaft hing, daß er Leib und Leben für sie gerne gelassen hätte; der aber doch bei allem dem ein alter Weinschlauch war, der sich vielleicht obendrein, wie er es auf Neibeck bei seinem gutmüthigen Herrn gewohnt, manches herausgenommen hatte, was Anton von Werth ihm nicht hatte durchgehen lassen und der nun parteiisch und gereizt aus der Mücke ein Kameel gemacht!

Leynen hing an Anton von Werth. Er hatte

ihn schon als Knaben gekannt, er hatte seine Freude an dem prächtigen kleinen Burschen gehabt, so oft er ihn in einem der Winterquartiere des Generals von Werth, wohin dieser seine Familie zu sich kommen zu lassen pflegte, gesehen. Auch hatte Leynen dem alten Freunde oft Vorwürfe gemacht, daß er den Knaben zu streng erziehe. „Es ist ein ehrgeiziger Bursch, glaubt's mir, General," — hatte er ihm mehr als einmal gesagt, wenn er den letzteren in seiner barschen Weise den Sohn hatte anfahren sehen — „wenn Ihr ihn so anschnauzt, so kränkt und verwundet Ihr ihn tiefer, als gut ist. Noch ist er offen und brav, aber nehmt Euch in Acht; allzuscharf macht schartig; es wurmt ihn mehr als Ihr glaubt, jedes Wort, das Ihr ihm sagt." Solchen Warnungen aber war Johann von Werth unzugänglich gewesen. Charaktere vom Gepräge des seinigen, Naturen, welche so wie er aus einem Block gehauen, ermangeln der Fähigkeit, sich in die Seelen Anderer zu versetzen und zu fühlen, daß nicht alle Welt denkt und empfindet wie sie. Und was ihn selbst anging — ihn hatte ein rauhes Wort, eine derbe Behandlung in seiner Jugend nie sehr tief berührt; dem kriegerischen rauhen Wallonenstamme angehörig, verarmter Edelleute Sohn, hatte Johann von Werth selbst eine Erziehung

erhalten, welche nichts weniger als schonend und rücksichtsvoll gewesen; und gerade dieser Erziehung schrieb er es zu, daß ein tüchtiger Mensch aus ihm geworden. So waren denn Leynen's Worte in den Wind geredet gewesen, und seufzend sagte sich der Oberst jetzt:

„Das sind die Folgen, wenn man ein Kindesherz nicht versteht und es von sich abschreckt, daß es sich selbst überlassen bleibt. Der Werth hat sich seinen Sohn so nach seiner Art dressirt, daß er völlig aus der Art geschlagen. Er sei ein verschlossener, versteckter Gesell, sagte der Alte immer. Ja, ja, ich glaub's: er wenigstens hat durch freundlich liebevollen Zuspruch nie viel dazu gethan, dem Jungen das Herz zu öffnen. Der Wind, der den jungen Baum schüttelt, kräftigt und stärkt ihn; aber der Baum will eine Stütze neben sich haben, sonst wächst er nimmer gradauf!" —

Der Oberst Leynen hatte bald Gelegenheit, diesem Satze treu, selber seinem Kinde als eine moralische Stütze zu dienen. Die Thür öffnete sich und Ulrike trat still und geräuschlos ein.

„Ich höre so eben, Wolfhart ist zurück," begann sie mit eigenthümlich gedämpftem Tone, in welchem

nichts von dem gewöhnlichen hellen und heitern Silberklang lag — „wo ist er?"

„Er ist todtmüde, Kind," antwortete der Oberst mit einer gewissen unruhigen Hast — „ich habe ihn sogleich in seine Kammer gesandt und ihm befohlen sich auszuruhen — es geht Anton von Werth wohl; alles übrige wird er Dir morgen erzählen . . . morgen, Kind!"

Ulrike sah ihren Vater mit einem forschenden Blicke an.

„Ich verstehe!" sagte sie; „Du willst eine beunruhigende Nachricht für mich möglichst lange von mir fern halten . . ."

„Wie kommst Du darauf, Ulrike!"

„Ich weiß, ich weiß — ich weiß aber auch, daß Du Anton von Werth Unrecht thust, Vater — die Sache ist nicht so schlimm, wie Du denkst."

„Was ist nicht so schlimm, Ulrike?"

„Was Wolfhart Dir berichtet haben mag und was jetzt Deine Stirn umdüstert — ich habe bessere Botschaften, Vater, ich habe Botschaften von ihm selber —"

„Ich weiß, der Bote hat Dir Briefe gebracht. Aber so ganz freudig müssen sie doch nicht gewesen

sein diese Botschaften, denn Deine Stirn ist auch nicht gerade so hell wie sonst!"

„Ja Vater . . . . wie soll ich es Dir sagen — am besten ist's, Du liest es selber — da sieh den langen Brief Anton's — und da — ein ganz Paket von kleinen duftenden französischen Liebesbrieflein dazu!"

Mit diesen Worten gab Ulrike ihrem Vater Anton's Schreiben und das Päckchen mit den Billetdoux der Herzogin, die er als Pfand seiner Treue Ulriken beigeschlossen hatte.

Der Oberst Leynen war sonst nicht eben Freund vom Lesen langer Schreibereien: jetzt griff er eifrig darnach, nicht allein aus Begierde zu erfahren, wie Anton seine Treulosigkeit zu entschuldigen suche — es überhob ihn auch der Verlegenheit, in welcher er sich fühlte, da er nicht wußte, was Ulrike sagen!

Als er mit Mühe die lange Epistel durchbuchstabirt hatte, während welcher Zeit Ulrike sich still ans Fenster gesetzt und in den abendlichen Himmel hinausblickte, hob er endlich an:

„Nun, und was sagst Du dazu?"

„Ich, Vater?" versetzte Ulrike mit einem Tone, in welchem die mit Trauer gemischte äußerste Bitterkeit durchklang — „ich sage nichts, als daß er ein

großer Patriot ist -- daß ihm der Friedensschluß gar sehr am Herzen liegt! Ist das nicht alles Mögliche, daß er für das Heil seines Vaterlandes nicht einmal darauf sieht, ob er seine Schwüre brechen, seine Gefühle zurückdrängen, und einer Fremden eine Neigung heucheln muß, die er sicherlich — o ganz sicherlich nicht empfindet —"

„Du bist zu bitter, Kind," fiel Leynen ein — „freilich, es ist eine seltsame Geschichte und wenn ich sagte, daß ich große Freude empfände über diese Art, sich dem Vaterlande zu opfern, so müßte ich der Wahrheit ins Gesicht schlagen!"

„Und daß er jetzt erst das alles schreibt — jetzt erst, wo er gezwungen ist, es zu thun, weil er Wolfhart's Hinterbringungen fürchtet."

„Zweifelst Du denn, daß sich alles so verhält wie er schreibt? Da thust Du ihm Unrecht, Ulrike. Leere Ausreden, um ein wirkliches Liebesverständniß mit dieser Herzogin zu bemänteln, sind das nicht — das glaube mir — dazu kenne ich ihn zu gut!"

„Aber, wenn Wolfhart nun nicht von ihm gegangen wäre, wenn Anton nicht besorgt hätte, daß dieser uns nachtheiliges über ihn berichte — wie dann?" fragte Ulrike. „Hätte er auch dann mir diesen Brief geschrieben?"

Oberst Leynen ging eine Weile im Zimmer auf und ab, ohne hierauf zu antworten.

„Es ist wahr," sagte er, „denn es ist nicht ritterlich, was er gethan hat, noch thut. Und deshalb, um zu einem Entschluße in dieser Sache zu kommen, ist es das beste, Du schreibst ihm alsogleich unsre Meinung darüber: Du schreibst ihm, daß die edelsten und größten Ziele nicht die krummen Wege, auf welchem sie erreicht werden sollen, gerade machen. Er mag die Sache wenden wie er will, es bleibt doch Lug und Trug, gegen die Französin geübt. Laß ihn deshalb sogleich sein falsches Spiel aufgeben. Ohnehin scheint es mir thöricht, ja kindisch — der Friede wird denn doch von den Höfen, den Männern gemacht, nicht von intriguanten Weibern, wenn sie auch sich hineinmischen mögen, mehr denn billig ist. Aber versprich ihm zu verzeihen, unter der Bedingung, daß er stracks zurückkommt — denn," setzte Leynen hinzu, und dabei näherte er sich seiner Tochter und legte zärtlich seinen Arm um ihre Schulter — „hüte Dich, mein Kind, seine Handlungsweise anders als nach Deiner Einsicht und klaren Verständigkeit zu beurtheilen und ziehe ihn nicht blos vor den Richterstuhl eines eifersüchtigen Herzens!"

Ulrike wandte den Kopf ab, um ihrem Vater

die Thränen zu verbergen, welche an ihren Wimpern hingen.

„Nicht wahr?" sagte er, „Du thust das nicht?"

Sie schüttelte mit dem Haupte, ohne zu sprechen.

„Denn thätest Du das," fuhr er fort, „so geschähe ihm Unrecht — und Unrecht ihm thun willst Du gewiß nicht — traue mir — er ist gut und brav, er ist Deiner würdig, wie er es früher war — trotz dieser Verirrung! Aber laß sie aufhören, so bald wie möglich."

Ulrike stand auf.

„Ich will ihm schreiben," antwortete sie mit einem Tone, in welchem Lennen zu seiner Freude weit mehr ruhiger Entschlossenheit gewahrte, als ihre Stimme bisher verrathen hatte.

„Und noch eins!" sagte er — „sprich nicht mit Wolfhart."

„Weshalb nicht?" fragte Ulrike rasch mit wieder auflebender Unruhe.

„Weil er ein zu roher Mensch ist, um über diese Dinge, von denen er doch nicht genug weiß und beobachtet hat, etwas anderes sagen zu können, als was Dich verletzen würde! Versprich es mir."

„Gut, Vater, ich verspreche es Dir!" Und

dann sich an seine Brust werfend und in heftiges Weinen ausbrechend setzte sie hinzu:

„O mein guter, guter Vater! Warum habe ich je mein Herz zwischen Dir und einem andern Manne getheilt — mein thörichtes, kindisches Herz! Und weshalb kann ich es nicht von allem losreißen, und nur Dir, meinem treuen Vater leben!“

„Kind,“ sagte Leynen, einen Kuß auf die helle Stirn seiner Tochter drückend — „verzage nicht! Du hast Dein Herz ja keinem Unwürdigen geschenkt — und von mir muß es sich nun einmal doch trennen —“

„O nein, nie, niemals!“ rief sie, ihn mit Heftigkeit umklammernd, aus.

„Und doch muß es so sein —“ fuhr er mit wehmüthiger Stimme fort — „Dein Vater ist alt und seine Tage sind gezählt — aber mach mich nicht weichherzig — die Trauer kommt dem Menschen früh genug vom Schicksal — es frommt nichts, daß er selber sie in sich weckt!“

Und mit diesen Worten führte Leynen seine Tochter in ihr Zimmer zurück, damit sie sogleich Anton von Werth's Brief beantworte und den Boten, der unten noch in der Gesindestube wartete, benutze, um ihr Schreiben abzusenden. Der letztere sollte es gen München, von woher er gekommen, bringen, und

Ulrike hoffte, daß es in nicht zu langer Zeit vermittelst des, gewöhnlich einmal in der Woche, die letztere Stadt passirenden kaiserlichen Couriers an seinem Bestimmungsorte ankommen werde. —

Achtes Capitel.

Es war Nacht. — Der müde Escudero hatte sichs nach seines Herrn Befehl so früh bequem gemacht, daß er zur Zeit, wo das übrige Gesinde in der großen Halle auf Neideck vesperte, schon mit Speise und Trank anticipando erquickt, auf dem Ohre lag und schnarchte. Das natürliche Ergebniß dieses Bruchs der Regeln, wonach die Abwechselung zwischen Ruhe und Thätigkeit innerhalb des Laufes eines Tages stattzufinden pflegt, war, daß der alte Reitersmann auch um so viel früher erwachte, als die sämmtliche Einwohnerschaft des Schlosses. Dazu kam, daß Wolfhart graues Haar hatte: und bekanntlich ist es einer der charakteristischen Züge dieser vortrefflich eingerichteten Welt, daß während wir jung sind, während die Stunden uns nur heitere und angenehme Dinge bringen, oder von uns zu der fruchtbringendsten Thätigkeit verwendet werden können,

eine gesunde Schlafsucht uns möglichst viel von diesen kostbaren Stunden raubt; daß aber im Alter, wo die Stunden ohne Freude vorüberschleichen und nichts bringen, dessentwillen es der Mühe werth wäre, wach zu sein, der Schlummer uns flieht und uns halbe Nächte hindurch zur angenehmen Disposition bleibt, was in langsamen heiseren Schlägen von den Thurmuhren herabtönt oder vom Nachtwächterhorn anmuthig durch die Todtenstille der schweigenden Natur geblasen wird!

So kam es denn auch, daß Wolfhart etwa eine Stunde nach Mitternacht erwachte und ohne wieder einzuschlafen sich auf seinem Pfühl wälzte. Der Mond schien hell in seine kleine Kammer durch ein schmales in den massiven und dicken Burgmauern angebrachtes Fenster, und malte das Bleigegitter, welches die kleinen runden Scheiben umfaßte, auf den Boden hin.

Wolfhart dachte unmuthig über den Empfang nach, welcher ihm bei seinem Herrn geworden. Er mußte sich gestehen, daß dieser Empfang seinen Erwartungen in keiner Weise entsprochen; und das Gefühl von Wichtigkeit und Selbstbewußtsein, mit welchem er in Neideck eingerückt, war dadurch jetzt ganz bedeutend] herabgestimmt. Statt auf Händen getragen,

von Ulriken nicht einen Augenblick allein gelassen und mit Fragen bestürmt zu sein, hatte sein alter Gebieter weit mehr Lust gezeigt, ihm den Kopf zu waschen und Ulrike hatte sich gar nicht um ihn gekümmert, ihn nicht einmal gesehen!

Während Wolfhart so dalag und zuweilen halb laut einen Kernfluch über seine Lippen schickte, um seiner Verdrossenheit Luft zu machen, nahm er plötzlich wahr, daß das Fenstergegitter auf dem mit Stein-Platten belegten Boden zu Füßen seines Bettes durch etwas verdunkelt wurde, was in unangenehm überraschender Weise dem Schatten eines Männer-Kopfs mit langem, an den Schläfen niederfallenden Haar und einem breitrandigen Hut darauf ähnlich sah. Wolfhart's Blicke flogen dem Fenster zu. Richtig — es war so — ein Männer-Kopf, nicht erkennbar weil er den Mond natürlich hinter sich hatte und nur umsäumt wurde von dem bläulich bleichen Lichte desselben, drückte sich draußen, ins innere spähend, an die Scheiben. Dann bog er sich etwas zurück, eine Faust im Handschuh rüttelte an dem Fensterrahmen; als dieser nicht nachgab, sank die Erscheinung langsam hinunter.

„Ins Teufels Namen!“ wetterte Wolfhart auffahrend — „was bedeutet das? Es wird doch kein

boshaftiger Schwed' oder Franzose sein, dem Du in Deinen lustigen Reiterjahren den Garaus gemacht hast und der sich jetzt sein Gespenstermüthchen damit kühlt, daß er Dir einen Schrecken einjagen will! Oder hat vielleicht, während ich auf der Reise war, ein lockeres Dirnlein von Hofmagd in meiner Kammer sich einlogirt und ihren Galan daran gewöhnt, hier auf den Kiltgang einzusteigen?"

Während er dies sprach, war Wolfhart aufgesprungen und hatte das Fenster erreicht. Er mußte mit den Knieen in die Brüstung hineinkriechen, um das Fenster öffnen und hinausschauen zu können. Als er dies that und den Kopf in die frische Nachtluft streckte, erblickten seine Augen ein Schauspiel noch überraschender als das, welches ihm eben zu Theil geworden.

Wolfhart nämlich sah zunächst unter sich eine lange Leiter, welche unten in den, jetzt bei der sommerlichen Hitze an mehreren Stellen, trockenen Schloßgraben gestellt, oben am Fenster lehnte. Auf dieser Leiter war ein Mann im Hinabsteigen begriffen und am Rande des Grabens, wo die Leiter aufgerichtet war, stand eine ganze Anzahl von soldatisch aussehenden Männern, die mit aufgerichteten Gesichtern dem Herabkommenden entgegenblickten, als ob

sie von ihm Kundschaft über das was er erspäht erwarteten. Bei dieser Richtung ihrer Gesichter war es natürlich, daß sie augenblicklich den Kopf Wolfhart's wahrnahmen, als dieser aus dem Fenster oben hervorguckte. Sie flüsterten unter einander — eine Stimme rief Dem auf der Leiter etwas zu, daß dieser sich wandte, um ebenfalls in die Höhe blicken zu können — was man ihm zurief verstand Wolfhart nicht, aber er erkannte, daß es Worte in französischer Sprache waren; und da der unmittelbar unter ihm jetzt sein Gesicht so in die Höhe drehte, daß das volle Mondlicht hinein fiel, war es dem alten Reiter — er hätte darauf schwören mögen, gerade so, als tauchte sein Freund Giles, der Reitknecht der Herzogin von Longueville, den er doch ganz sicherlich fern in Westfalen zurück gelassen hatte, hier in Baiern in diesem nächtlichen Gesichte vor ihm auf.

„Ins Teufels Namen, seid Ihr das nicht, Giles?" rief er deshalb herunter.

„Ah, ma foi," — wurde ihm zur Antwort — „ick glauben da sein alter Freund! Monsieur Wolfhart, he?"

„Freilich bin ich Monsieur Wolfhart. Aber nun sagt mir, Ihr vermaledeiter Windbeutel von einem Franzosen, was hat Euch hierhin geblasen? Was

macht Ihr auf der Leiter da, und schaut zu meinem Fenster in mein züchtiges Kämmerlein herein, unverschämter Mensch?"

„O Monsieur Wolfhart, ick haben gehabt so groß Tendresse und Verlangen nach Euch, daß ick bin Euch gefolgt bis hierher und wollten Euch umarmen!"

„So? und die Strauchdiebe da drüben auch? haben die auch so viel Tendresse und Verlangen nach mir?"

„Die auck!"

„Ei, da schau Einer an! Nun Gott lohn's Ihnen —"

„Ick hoff';" fuhr der Franzose auf der Leiter fort, „Ihr werdet uns abstatten grands remercimens und uns das Thor aufmachen, daß wir Euch können all embrassir!"

„Ja sicherlich," rief Wolfhart aus.

„Und uns regalir mit ein klein gouter, wir haben uns so beeilt, su komm su Euch, daß wir haben nichts gegessen zu Nackt."

„Nichts gegessen zu Nackt? da schlag ja das Donnerwetter drein. Nun wartet nur, es soll Euch hier etwas aufgetischt werden, dafür steh ich Euch gut." —

„Ihr wollt machen auf das Thor?“

„Ich laufe auf der Stelle,“ schrie Wolfhart hinab; „und, Giles, damit Ihr desto eher da sein könnt mich su embrassir, will ich Euch helfen rascher von der Leiter herunterzukommen — seht Ihr, niederträchtiger Hallunk, da!“

Bei diesen Worten hatte Wolfhart mit kräftiger Faust den einen Seitenbaum der Leiter gefaßt, ihr einen derben Stoß gegeben und sie so zurück geschleudert, daß sie überschlug und im Falle die Gruppe bedrohte, welche auf dem jenseitigen Grabenrand versammelt war und dort Giles' freundschaftliche Conversation mit seinem alten Bekannten anhörte. Der Haufe sprang hurtig auseinander; auch Giles rettete sich vor dem Schicksal zu fallen und unter der Leiter seine Knochen zu zerbrechen; er machte überaus hurtig und gelenk wie eine Katze einen von seiner Geistesgegenwart ihm eingegebenen Seitensprung. — Doch war er vom Boden so entfernt gewesen, daß er, unten ankommend, sich nicht hatte auf den Füßen halten können, sondern jetzt mit dem Rücken auf dem trocknen Grunde des Grabens lag, und alle Viere von sich streckte.

„Sacré mille tonnerres!“ schrie er — Wolfhart antwortete auf gut deutsch darauf, und wollte

just das Fenster schließen, als der Blitz eines Carabiners aufzuckte und gleich darauf eine Kugel neben seinem Kopf in die äußere Schloßmauer schlug.

Wolfhart verriegelte nun rasch das Fenster und dann stürzte er, um Lärm zu schlagen, zu seiner Kammerthür hinaus.

Aber der Schuß mußte ihm darin schon zuvorgekommen sein, vielleicht auch war es das jetzt laut werdende Bellen und Geheul der Hofhunde — genug, Wolfhart hörte, während er auf dem Gange, der an seiner Kammer vorüber lief und am Ende über eine Wendelstiege in das untere Stockwerk führte, unten bereits heftig eine Thür zuschlagen. Nach wenig Augenblicken war er auf dem Corridor im Mittel- und Hauptgeschoß des Gebäudes; er pochte heftig an das Schlafcloset seines Gebieters; Leynen mußte nichts ahnend noch im tiefsten Schlummer liegen, denn Wolfhart hatte Mühe, bis er eine Antwort aus dem Innern erhielt.

„Um Gottes und Jesu willen heraus, Herr, heraus aus den Federn — wir werden überfallen — der Feind, der Franzose ist da!"

Mehr bedurfte es nicht, um den alten Kriegsmann trotz seiner Jahre augenblicklich aus den Federn zu bringen; in unglaublich kurzer Zeit hatte Leynen

die Thüre geöffnet, von Wolfhart vernommen, um was es sich handle, dann ein paar Kleidungsstücke, umgeworfen und zuletzt zu einem Feuerrohr mit gutem sicheren Radschloß gegriffen, das immer zu Häupten seines Bettes stand.

„Es kann nur ein Haufen kecken Marodeurgesindels sein," sagte er unterdeß — „ich denke, wir wollen ihnen den Frevelmuth, womit sich das Pack bis hierher wagt, um zu plündern, einträuken! Renn' nur zu den Knechten und wecke sie; Feuerrohre sind genug da — nun, was stehst Du noch, Wolfhart?"

„Ja Herr, Gott gebe, daß wir es nur mit Marodeuren zu thun haben — wie aber sollten die so weit bis hierher, wo alles Land längst in den Händen der Kaiserlichen ist, streifen?"

„Nun, was wär's denn andres?" fragte Leynen.

„Herr, ich habe den Giles, den Reitknecht des Weibes da, der Herzogin, unter ihnen gesehen."

„Der Herzogin von Longueville?"

„Den eben!"

Leynen stand einen Augenblick tief betroffen da ohne zu antworten.

„Den ich vor wenigen Tagen in Westfalen verließ," setzte Wolfhart hinzu.

„Den hast Du unter den Franzosen da draußen..."

In diesem Augenblick wurden die Redenden plötzlich durch zwei Schüße, welche man laut durch die Nachtstille an den Schloßmauern widerhallen hörte, unterbrochen.

„Zum Teufel — es ist keine Zeit zum schwätzen —“ schrie Leynen auf —, „weck die Knechte, wenn sie noch nicht wach sind; ich eile auf die Plattform über dem Thore; laß sie dorthin kommen mit allem was von Waffen da ist — Du sieh nach dem Thore, ob es verwahrt und tüchtig verriegelt ist! fort, mach fort!“

Damit eilte der alte Krieger rasch den Gang hinunter, während Wolfhart nach der andern Seite fort und einer Hintertreppe zurannte, die mit den Gebäudetheilen in Verbindung stand, wo das männliche Gesinde schlief.

Oberst Leynen war kaum unten im Schlosse auf dem Vorplatz angekommen, der in den inneren Hof führte, als ihm durch die rasch aufgeworfene Thüre der Knecht entgegenstürzte, welcher während der Nacht die Stallwache hatte. Was der Mensch in stotternder Hast und im Schrecken vorbrachte, konnte Leynen anfangs vor dem Gebell und Wuthgeheule der tobenden Hunde gar nicht verstehen. Mit Noth und Mühe

wurden die lärmenden Bestien so weit beruhigt, daß Leynen die Worte verstand:

„Eine ganze Armee ist's, Herr, eine ganze Armee liegt vor Neideck — als ich die vordersten durch das Thorfenster anrief, haben sie mir mit Kugeln geantwortet —"

„Altes Weib, Du siehst Gespenster!" fuhr Leynen ihn zornig an — „wie sollt' eine ganze Armee hierher kommen — ein Haufen Gesindel ist's — Räuberpack — wir wollen's heimschicken!"

Und damit eilte er an ihm vorüber, über den Hof der kleinen schmalen Treppe zu, welche zu einem breiten Balcon im Hofe, außen dem massiven Thorthurm angelegt, zu einer Art von Terasse oder schmaler Plattform führte, die über dem Thorbogen angebracht und mit einer hohen Balustrade geschützt war. Diese Balustrade hatte beinahe Manneshöhe und war mit Schießscharten versehen, so daß man, sich etwas duckend, durch die letzteren beobachten konnte, was sich draußen zutrug, und doch vor einem Feinde geschützt blieb.

Als Leynen diesen Theil seiner alten Schloßburg erreicht hatte, nahm er etwas wahr, was nicht geeignet, seine bisher noch unerschütterte Ruhe und Zuversicht auf die ausreichende schützende Stärke

seiner Mauern, zu erhöhen. Im Gegentheil, er mußte sich sagen, daß er dem Knecht, den er eben ein altes Weib gescholten, welches in der Furcht Gespenster sehe, Unrecht gethan habe. Das war allerdings kein bloßer Haufen Marodeure oder streifenden Räubergesindels, was Leynen durch die Schießscharte feindlich vor dem Thore seines Schlosses geschart erblickte: es war ein zahlreicher Reiterhaufen, in Reihen geordnet, die Standarten, mit den langen im Nachtwind flatternden Wimpeln daran, aufrecht in ihrer Mitte — es konnten drei bis vier Cornet und zwar wie es schien — das Mondlicht ließ es nicht genau erkennen — französischer Dragoner sein!

Vor dem geordneten Haufen hielt eine Gruppe Männer zu Pferde im eifrigen sprechen mit einander begriffen — es waren sicherlich die Officiere, welche sich über die beste Art, das Schloß zu nehmen, unterhalten mochten — denn daß sie in feindlicher Absicht gekommen, verriethen ja hinreichend die Schüße, mit denen sie die altergrauen Mauern von Neideck schon begrüßt hatten.

Als dem Obersten Leynen dieser Anblick wurde — als sich ihm zeigte, daß der geringe Haufe, den Wolfhart von seiner Schlafkammer an der andern Seite der Gebäude aus wahrgenommen hatte, nur

eine Abtheilung der Macht, mit welcher er es zu thun hatte, gewesen sein müßte — eine Abtheilung, welche wahrscheinlich den Versuch einer stillen Escalade hatte machen sollen — da fuhr ihm plötzlich wieder durch den Kopf, was Wolfhart ihm von der Anwesenheit des Dieners der Herzogin von Longueville unter dem Haufen gesagt.

War zwischen dieser Herzogin und Anton von Werth und diesem räthselhaften, so gar nicht zu erklärenden Ueberfall eine geheime Verbindung — sollte am Ende hier ein Streich gegen sein Kleinod, sein Alles, seine Ulrike . . . . des alten Mannes Herz sträubte sich es auszudenken, und doch mußte er es denken, und in der Erschütterung darüber vergaß er beinahe den furchtbaren Ernst seiner Lage, einem so starken Heerhaufen gegenüber. Doch nur zu bald ward er aufgeschreckt aus diesen Gedanken und an seine Lage wieder erinnert — mehrere seiner Knechte kamen laut und mit Waffen rasselnd die Treppe heraufgestürmt und traten zu ihm — das dadurch entstandene Geräusch hatten auch die draußen vernommen, einer aus der vordern Gruppe sprengte mit einem weißen Tuche wedelnd gegen die aufgezogene Zugbrücke heran und schrie herüber:

„Ouvrez! Oeffnen das Schloßpfort!“

„Bleibt zurück, oder ich schieße Euch vom Gaul herunter!“ schrie Leynen hinüber, und schob dabei sein langes Feuerrohr durch die Schießscharte.

Neben den Reiter trat in diesem Augenblick ein Mann, der ein Pferd am Zügel hinter sich führte.

Der zu Roß wechselte einige Worte mit ihm, dann rief der zu Fuß herüber:

„Wenn Ihr Euch ergebt, soll sein Pardon — sonst Alles massacrir und das Schloß in Brand zünden an!“

„Ah das ist mein Freund Giles, der wieder mit seinen paar Brocken Deutsch dollmetschen muß,“ sagte Wolfhart, der jetzt auch oben angekommen war und neben seinen Herrn trat. — „Giles, bist Du noch da?“ schrie er dann zurück — „was thust Du noch auf, Giles: hab ich Dir nicht ein gut Nachtquartier im Graben gegeben, alter Saufaus?“

„Ja, ja, — ick Euch werde auch bezahl' mein Quartier — n'en doutez pas!“

„Sag' Giles, was wollt Ihr?“ fuhr Wolfhart, in seiner Aufregung sich seinem Herren zum Sprecher aufdrängend, fort.

„Zu Euch hinein!“ antwortete Giles lakonisch.

„Geht — Ihr kommt nicht herein zu uns.“

„Wir brauchen Gewalt, wenn Ihr nicht öffnet.“

„Und wir brauchen unser Feuerrohr, wenn Ihr nicht geht!“

„Ihr sollt spring über den Klinge, kommen wir ins Schloß!“

„Und Ihr in den Graben, kommen die Kugeln Euch in den Leib!“

„Wir haben Petarden!“

„Bringt sie ans Thor, wenn Ihr's wagt!“

„Assez!“ rief der Mann zu Pferde jetzt und ritt zu den Truppen zurück.

Unter diesen letzteren entstand gleich darauf eine Bewegung. Ein Theil stieg von den Pferden ab, und während die Thiere von den Andern in Verwahrung genommen wurden, bewegte sich der zu Fußvolk umgeschaffene Schwarm linkshin nach der Rückseite des Schlosses, so daß sie um die links vorspringenden Mauerwerke des Gebäudes bald verschwanden.

„Sie werden dort durch den Graben steigen wollen,“ sagte Leynen.

„Ja, ja, sie wissen schon, daß kein Wasser darin ist,“ fiel Wolfhart ein — „sonst wär' dieser vermaledeite Giles dahinter nicht so heiler Haut davon gekommen.“

„Wenn sie wirklich Petarden bei sich haben,“

fuhr der Oberst fort, „so hängt alles davon ab, daß wir sie nicht damit ans Thor kommen lassen — haben sie's zu Stande gebracht, den Sprengtopf anzuschrauben, so sind die alten Planken und wir verloren. Seid auf Eurer Hut, Leute!"

Wolfhart beschäftigte sich damit, die Feuerrohre der Knechte, welche ihm zunächst standen, zu revidiren. Geladen hatten alle; wo es an Pulver auf den Pfannen der großen Radschlösser fehlte, wurde hurtig nachgeschüttet. Es mochten der Gewehre ein Dutzend sein, von denen man sicher sein konnte, daß sie durch ihre lange Unthätigkeit nicht verlernt, im rechten Augenblick ihren Dienst zu thun; der Knechte waren acht, so daß die Vertheidigung des Schlosses aus zehn Männern bestand. Darüber, ob sie ausreiche oder nicht, ob es wohl gethan sei, einem so überlegenen Feinde Widerstand zu leisten und ihn dadurch ärger zu reizen, wurde übrigens kein langer Kriegsrath unter ihnen und ihrem Gebieter gehalten; daß sie Widerstand leisteten, war eben mehr die Sache des Instincts in diesen alten Kriegern — denn Leynen hatte sich seine Knechte aus alten Soldaten, deren immer genug brodsuchend im Lande zu finden waren, gebildet — als der langen Ueberlegung. Dazu kam, daß das ganze des Ueberfalls zu

viel überraschendes gehabt, um die Bewohner von Neideck bis jetzt zur Besinnung kommen zu lassen. Und so dachten sie denn an nichts anders als an die hartnäckigste Vertheidigung.

„Wolfhart, lauf' mit einem der Knechte ins Haus zurück, in den alten Saal mit dem Erker: von dem Erker aus könnt Ihr die Rückseite des Schlosses ins Auge fassen und beobachten was sie thun wollen — vielleicht versuchen sie wieder irgendwo ihre Leiter anzulegen."

Wolfhart wählte sich den ersten besten aus der Zahl der Knechte und eilte mit ihm von der Plattform fort.

Wenige Augenblicke waren verflossen, als sich an der Ecke des Gebäudes, hinter der vorhin die abgesessenen Reiter verschwunden waren, eine Gestalt zeigte, die dahinter wieder hervortauchte, aber dieses Mal diesseits des Schloßgrabens dicht an die äußere Mauer des Gebäudes gedrückt. Ein Knecht nahm ihn zuerst wahr, Leynen richtete sein Feuerrohr gegen ihn — doch bevor er ihn hatte aufs Korn nehmen und abdrücken können, war der Feind wieder verschwunden.

„Sie machen's wie ich's gedacht!" sagte der Oberst; „sie sind hinten, wo der Graben trocken ist, hindurch gestiegen und kommen nun diesseits zurück,



um ihre Künste am Thor zu versuchen. Nun wohl bekomm's ihnen! Haltet Euch bereit, Leute — die Rohre im Anschlag — aber verpufft das edle Kraut nicht unnütz — den ersten, der kommt, laßt Ihr mir!"

„Vater!" sagte in diesem Augenblick eine tief bewegte Stimme und eine Hand legte sich auf seinen Arm.

Leynen wandte sich; Ulrike stand hinter ihm. „Was wollt Ihr thun?" rief das erschrockene Mädchen aus — „ums Himmelswillen, was wollt Ihr thun?"

„Was — uns, Dich vertheidigen, Kind — was anders?"

„Vertheidigen — ein altes morsches Haus, vertheidigen mit einem halben Dutzend Leuten?"

„Und weshalb nicht?"

„Weil die Feinde zahllos sind," antwortete Ulrike auf den riesigen Haufen drüben deutend — „weil . . ."

„Mögen sie zahlreich sein!" — rief Leynen: „dafür sind wir herzhaft und wenn wir nur eine kurze Weile sie zurückhalten, so bleibt ihnen keine Zeit, ihren Anschlag durchzusetzen: sie sind in Feindes Land, jeden Augenblick kann von allen vier Weltgegenden

her irgend ein Haufe Kaiserlicher kommen und ihnen den Rückzug abschneiden —"

„Er kann kommen — aber er kommt nicht, so viel ich sehe, Vater — und nun denkt an unser Schicksal, wenn dieser Haufen von Feinden mit offener Gewalt in unser Haus einbricht, wenn unser Widerstand ihm den gewünschten Vorwand giebt, nach Herzenslust hier zu wüthen . . ."

„Aber er bricht eben nicht hinein, Ulrike, er soll nicht hinein!" — schrie Leynen — „sieh, da sind sie wieder, die Strauchdiebe!"

Und mit diesen Worten wollte der Oberst eben sein Gewehr auf den vordersten der Schar abdrükken, die jetzt noch einmal vorsichtig recognoscirend um den Mauervorsprung her auftauchte, als Ulrike rasch seinen Arm faßte und die Hand vom Radschloß fortzog.

„Geh ins Haus" — fuhr Leynen sie in seiner Aufregung jetzt unwillig an — „dies ist kein Ort für Frauenzimmer!"

„Aber Recht hat das gnädige Fräulein," sagte jetzt einer der Knechte ziemlich laut und keck.

„Ja, zu capituliren wär' schon das Gescheidst!" meinten ein paar andre, die, da nun doch einmal das große Wort, daß Widerstand hoffnungslos sei,

ausgesprochen war, klug genug waren, die Richtigkeit desselben einzusehen.

„Zu capituliren wär' das Gescheidst," wiederholten sie — „kommen sie mit Gewalt hinein, so geht's uns schlimm — wenn wir capituliren, können wir Bedingungen machen, und es ist doch möglich, daß sie sie halten . . ."

„Ja, ja, es sind ja Officiere und ein ordentlich Commando ist dabei!" fiel ein dritter ein.

Leynen, schien es, war von der Wiedersetzlichkeit seiner eigenen Leute bedroht, wenn er auf seinem Sinne beharrte. Und doch gab er nicht nach.

„Ulrike," sagte er — „und Ihr Leute, Ihr wißt nicht, um was es sich handelt — das ist keine bloße Streifpartie, die im Vorbeigehen bei uns einsprechen und mitnehmen will was sie just findet, das ist . . . aber zum Teufel mit Euch," schrie er sich unterbrechend die Knechte an — „da steht Ihr und schwätzt und laßt sie vorüber — nun ist's zu Ende!"

„Heda! schaut nach rechts — wahrt Euch rechts!" tönte zugleich von der Treppe her Wolfhart's Ruf, der dort heraufgestürmt kam.

„Das Wetter schlag sie in den Boden und Euch alle!"

Dieser letzte Ausruf Leynen's war durch eine

unerwartete Wendung, welche die Dinge genommen, hervorgerufen. Während die ganze Wachsamkeit der kleinen Besatzung der Plattform darauf gerichtet war, den Feind zu verhindern, daß er nicht von linksher dicht an der Mauer entlang herankomme und das Thor erreiche, wo die vorspringende Plattform selbst ihn von obenher wie ein Dach schützte, so daß wenig mehr wider ihn auszurichten war — während, wie gesagt, linkshin sich alle Aufmerksamkeit der Vertheidiger gerichtet hielt — hatten die Franzosen plötzlich und unversehenes das gefürchtete Manövre von rechtsher ausgeführt. Ihr Auftauchen hinter dem Mauervorsprung zur Linken war also eine bloße Kriegslist gewesen, eine Diversion, um die Augen des Feindes von dem abzulenken, was sie eigentlich beabsichtigten. Die stärkere Hälfte des Haufens, welcher sich hinter das Schloß gezogen hatte, war, nachdem er auf der Rückseite den Graben passirt hatte, zwischen diesem Graben und der Mauer weiter defilirt, bis er das Schloß rund umgangen hatte, und da er, als er von rechts her kommend auf der Vorderseite auftauchte, nicht beobachtet wurde, so war es ihm leicht gewesen, in raschem Lauf bis an die gedeckte und geschützte Stelle zu kommen, zu welcher er gelangen wollte.

„Nun ist's vorbei!“ sagte Leynen, als er wahrnahm, daß er hintergangen worden —, „wenn sie Petarden haben, sind wir verloren!“

Solche Kriegsgeräthe mußten sie allerdings besitzen, denn im nächsten Augenblick hörte man hämmern und schrauben an den alten Eichenbohlen des eisenbeschlagenen Thores.

„Wolfhart,“ fuhr der Oberst zu dem Reiter, der eben hastig herauf gestürmt war, fort — „ruf' einmal den Burschen, den Du kennst, wieder an. Wir müssen capituliren!“

Wolfhart legte sich in eine der Schießscharten und rief aus Leibeskräften:

„Freund Giles — Giles!“

Eine Gestalt aus dem noch immer ruhig drüben haltenden Reiterschwarm, bewegte sich heran und nahte auf etwa fünfzig Schritt der Zugbrücke.

„Heda! was giebt es?“

„Auf ein Wort, Freund Giles! Kommt nur näher heran.“

„Ja, ja — wir werden kommen schon nah su Euch — werden Euch kommen viel nah — nur Keduld!“ rief Giles entgegen.

„Wir wollen Euch das Thor öffnen!“

„Wir auch!“ meinte der Dollmetsch der Franzosen lakonisch.

„Vorausgesetzt, daß Ihr . . . . ja, was wollt Ihr eigentlich?“

„Werdet schon sehen!“

In diesem Augenblick wurde ein starker Geruch von Schwefel und Pulver, der von unten aufstieg, wahrnehmbar.

„Ihr thut Niemanden ein Leids an?“ fuhr Wolfhart fort.

„Ein Leids? N'y pensez pas! Woll'n Euch nur befahl das Nachtquartier, vieux chien!“

„Wir geben Euch Quartier, gute Verpflegung für Mann und Pferd — was an Geld da ist zum Zehrpfennig auf die Weiterreise . . . seid Ihr damit zufrieden, so laßt Euren Hauptmann kommen und es sagen, wir wollen dann das Thor öffnen, ohne Euch ein Haar zu krümmen.“

„Ma foi, sehr gnädig! —“

„Wir sind ja alte Freunde, Giles — es sollte mir leid thun, wenn wir in einen Span geriethen über ein so geringfügiges Ding als eine kleine blaue Bohne, die ich Euch in den Leib jage!“

Unterdeß war ein Reiter, dem Anschein nach derselbe, welcher auch früher neben Giles gehalten

hatte, herbei gekommen, und wechselte mit diesem einige Worte; dann schrie er herüber:

„Ergeben Euch aussitôt — sonst ist su spät!"

„Die Stimme kenn' ich," sagte Wolfhart, seinen Kopf aus der Schießscharte zurückziehend, „das ist Tavannes, der Stallmeister der Frau Herzogin!"

„Wer?" fuhr Ulrike auf.

„Tavannes heißt der Schelm — die Frau Herzogin setzen all ihr Vertrauen in ihn!" antwortete Wolfhart bitter.

Der Oberst Leynen ergriff den Arm seiner Tochter.

„Komm," sagte er — „hier ist kein Aufenthalt für Dich — Wolfhart, geh und öffne das Thor. Ruf' ihnen zu, daß wir uns ergeben — komm, Ulrike!"

Während Leynen seine erschütterte, einer Ohnmacht nahe Tochter fortführte, um sie ins Haus zu bringen, stieg eine dunkle Rauchsäule über der Balustradeder Plattform auf.

Leynen schritt mit seiner Tochter die enge Stiege hinab, welche am Thorthurm steil hinunter in den innern Hof führte. Ulrike ging schweigend hinter ihm. Die Spannung des Augenblicks war zu groß, als daß sie ein Wort mit ihrem Vater geredet hätte; auch über Wolfhart's Behauptung, an der Spitze der Feinde stehe der Stallmeister der Herzogin von

Longueville, verlor sie keine Sylbe. Und doch nahm der Gedanke daran in diesem Augenblick mehr Raum in ihrer Seele ein, als die Angst und die Furcht vor dem was jetzt kommen werde. Da plötzlich fuhr ein heller Lichtschein am ganzen Thorthurm hinauf — ein Krachen, ein furchtbarer Schlag dröhnte durch die Nacht, ein Splittern zugleich wie von zerschmettertem Holz, und ein übelriechender Qualm zog sich in den Schloßhof hinein.

„Wir können geh'n, um unsre Gäste auf der Schwelle der Hausthür zu empfangen!“ sagte Leynen mit bittrer Resignation — „doch wird es besser sein, Du eilst und schließest Dich in Dein Closet ein — fort, Kind!“

„Keinen Schritt von Deiner Seite, Vater,“ antwortete Ulrike, indem sie sich leidenschaftlich an ihn anklammerte. „Die Waffe, die Dich treffen will, muß erst mich tödten!“

„Hoffentlich wird's nicht so arg gemeint sein — eine kurze Plünderung unsrer Habe — damit werden wir freilich nicht verschont bleiben!“ sagte Leynen.

„Gott gebe es, daß sie nichs ärgeres im Schilde führen, Vater — o wäre diese Nacht, diese entsetzliche Nacht vorüber!“

„Laß mich Dich fortbringen, Kind — ich darf

Dich nicht hier unten lassen . . . zu meinem Schutze kannst Du nichts thun, wenn mein Leben bedroht ist!"

„Ich kann mit Dir sterben — und ich will es — beim heiligen Gott!"

Sie waren hastig über den innern Hof geschritten — sie betraten eben die Schwelle ihres Wohngebäudes, als über die rauchenden und flammenden Trümmer des zerschmetterten Thores fort die ersten der Franzosen in den Hof stürmten. Zugleich hörte man das Niederfallen der Zugbrücke, welche bald darauf unter den Hufen des draußen zurückgebliebenen Reiterschwarms erdröhnte.

Leynen zog Ulrike vorwärts — er dachte an nichts anderes als daran, sein Kind in Sicherheit zu bringen — vor ihnen stäubte ein Haufe angstkreischender Mägde auseinander, die jammernd und heulend sich hier versammelt hatten und nun, Verstecke oder Wege zum Entkommen suchend, davon liefen. —

„Wahrhaftig — an der Wiege ist's mir nicht gesungen worden, daß ich noch einmal wie diese Hofdirnen mich vor dem Feinde verkriechen muß!" murmelte der alte Soldat zwischen den Zähnen.

„Halte là — arrêtez — ou vous étes fusillés!" schrie es in diesem Augenblick hinter ihnen; die Ver-

folger stürmten die Stiege hinan, über welcher Leynen und seine Tochter ins obere Stockwerk flohen.

Der Oberst machte seinen Arm von dem seiner Tochter los.

„Geh, um Gottes willen — rette Dich, Ulrike!“ sagte er — „laß mich mit ihnen reden!“

Und damit wandte er sich und faßte so am obern Ende der Treppe Posto, daß er die ganze Breite derselben einnahm und den Aufgang oben versperrte.

„Was wollt Ihr?“ schrie er den Herandringenden entgegen — „Wir haben capitulirt gegen Sicherheit der Personen!“

Französische Flüche und Rufe schallten ihm zur Antwort entgegen, nackte Klingen blitzten im Mondlicht, Leynen fühlte die Spitze eines langen Pallasches auf der Brust, und schützte sich nur, indem er zurückweichend mit dem Feuerrohr, das er noch immer in der Hand trug, die Waffe bei Seite schlug — da arbeitete sich rasch eine Gestalt mit wehenden Federn auf dem Hut durch den Knäuel der Bedränger, die sie zum Theil mit rücksichtslosen Rippenstößen die Treppe hinunterschleuderte.

„Place, Place!“ schrie er — si vous les heurtez vous étes morts!“

Es war die Stimme des Stallmeisters Tavannes.

„Ne craignez rien,“ fuhr er zu Leynen gewendet fort — „seulement vous avez à suivre. Folget mir!“ setzte er schwerfällig die deutschen Sylben aussprechend hinzu.

„Wohin?“ entgegnete Leynen.

„Vous verrez — vous étes mes prisonniers! Gebt — Euch — kefangen!“

„Wir sind in Euren Händen!“ antwortete Leynen. „Eure Heldenthat, einen alten Mann, der mit einem paar Knechten in einem halboffenen Hause wohnt, zu überwinden, hat Euch hier zu Herren gemacht. Also Gefangene sind wir? Und wessen Gefangene, Herr, wenn's erlaubt ist zu fragen?“

„De l'armée française Monsieur!“ versetzte der Stallmeister — „elle se glorifiera de ce coup, qui mît entre ses mains un homme si brave, un officier si vaillant et distingué!“ *)

Tavannes sagte dies, indem er sich vor dem Obersten verbeugte im höflichsten Tone von der Welt; nachdem er gesehen, daß Leynen nicht mehr

---

*) Der französischen Armee, Herr — sie wird stolz darauf sein, daß ein so tapfrer Mann, ein so tüchtiger und ausgezeichneter Officier in ihre Hände fällt

an Widerstand denke, hatte er den rauhen, schmetternden Befehlshaberton augenblicklich fahren lassen und sprach nun, als stände er mit dem Obersten in einem Gesellschaftszimmer zusammen.

„Où est votre fille, Monsieur? Allez chercher Mademoiselle— nous n'avons pas de temps à perdre!“ *)

Der Oberst, der hinreichend französisch konnte, um Tavannes' Worte zu verstehen, aber diese Sprache zu reden sich nie hatte bequemen wollen, fuhr fort auf deutsch zu antworten:

„Ihr werdet ritterlich genug sein, meine Tochter ungehärmt zu lassen!“

„Oui oui, amenez-la!“ **)

„Sie hat, mein' ich, nichts hier zu thun,“ antwortete Leynen — „ich bin entschlossen, sie zu vertheidigen, Herr — laßt's Euch gesagt sein, und kümmert Euch nicht weiter um sie!“

„Ah, la voilà!“ rief Tavannes in diesem Augenblick aus, indem er Ulrike hinter ihrem Vater

---

*) Wo ist Eure Tochter? Holet Eure Tochter — wir haben keine Zeit zu verlieren.

**) Ja, ja, bringt sie nur her!

ruhig herantretend gewahrte. Ulrike hatte sich in den dunklen Hintergrund des Corridors geflüchtet gehabt. Als sie jetzt die, wie es aus der Ferne schien, so ruhige Unterhaltung ihres Vaters mit dem Franzosen eine Weile vernommen, war sie unerschrocken herbeigekommen, um anzuhören, welche Wendung hier die Dinge nehmen würden.

Tavannes, als er sie sah, entblößte mit der vollkommensten Courtoisie sein Haupt vor ihr.

„Fürchtet nichts, Mademoiselle!“ sagte er und bat in geläufiger Rede, es ihm nicht Schuld zu geben, wenn er sehr genau seine Befehle auszuführen habe. Der Oberst wie seine Tochter müße sich augenblicklich bereit machen, als Gefangene eine Reise anzutreten. Sie würden vorziehen, setzte er mit nachdruckvollem Ernst hinzu, sich sogleich willig selbst zu rüsten, und diejenigen ihrer Pferde zu bezeichnen, deren sie sich zu ihrer Reise bedienen wollten — um ihn der Mühe zu überheben irgend Gewalt zu gebrauchen.

„Und wohin wird denn eigentlich unsere Reise gehen — wohin werdet Ihr uns schleppen?“ fragte Leynen noch einmal.

Tavannes' Geduld schien jedoch erschöpft. „Es

ist keine Zeit mehr zum reden — nehmt Eure Kleider und dann vorwärts — fort!"

So blieb denn nichts übrig als zu gehorchen; während Lärm und Toben das ganze Schloß erfüllte, während man das Aufbrechen von Thüren, das Zersprengen von Kisten und Schränken, das Fluchen, das Gelächter der plündernden Soldaten rings umher, in allen Gemächern oben wie unten vernahm; während der Schein angezündeter Lichter aus allen Fenstern in die Nacht hinein leuchtete und sich mit der Flammengluth des noch immer brennenden Holzwerks im Thorthurm vermischte, mußten Leynen und seine Tochter sich in ihren Zimmern, vor welchen Tavannes selbst mit einem seiner Leute unterdeß Wache hielt, rasch die Reisekleider umwerfen. Von Zeit zu Zeit pochte er ungeduldig an ihre Thüren. Als sie endlich erschienen und sich bereit erklärten, bot er Ulriken den Arm; sie nahm den Anschein an als bemerke sie es nicht. Nun schritt er vor ihnen her die Treppe hinunter in den Hof. Draußen sah Leynen sich nach Wolfhart um — aber Wolfhart war verschwunden — eben so wie alle Knechte und alles Gesinde sich klüglich geflüchtet haben mußte; Fenster in den niedern Stockwerken, ein kleines Thor, das, in einer tiefen Nische auf der Rückseite des Schlosses

verborgen, von den Feinden nicht bemerkt worden schien, wenigstens nicht bewacht wurde, hatten ihnen den Weg zur Rettung geboten. Statt seiner Leute nahm Leynen nur die Zerstörung und Verwüstung seines Eigenthums wahr. Aber er war zu bewegt und zu erbittert, um ein Wort darüber zu verlieren.

Die Pferde wurden herbeigeführt, die Franzosen hatten sie aus den Ställen geholt und gesattelt; Tavannes half Ulriken auf das ihre, und dann schmetterte die Trompete mehrmals nach einander das Signal zum Aufsitzen. Doch nur eine kleine Anzahl der feindlichen Mannschaft versammelte sich nach und nach; Tavannes ritt, fluchend über die zuchtlose Bande, welche sich vom plündern nicht loszureißen vermochte, vorwärts; die Gefangenen mußten ihm folgen, die Soldaten, welche zu ihren Pferden zurückgekehrt waren, als Bedeckung sie umgeben. So ging's durch den hallenden Thorbogen, durch den Qualm und die Flammen, die schon die dem Thurme zunächstliegenden Bautheile ergriffen hatten.

„Fahr wohl, Neideck," sagte Leynen bei diesem Anblick — „Dich sehen wir in Asche liegend wieder, wenn wir Dich je wiedersehen!"

Der Zug bewegte sich gen Westen. Als die Morgensonne emporstieg, waren die Nachzügler nach

und nach sämmtlich wieder zu ihm gestoßen. Doch ging es trotz der Ungeduld des Anführers nur sehr langsam vorwärts. Die Pferde waren von dem Herritt in der Nacht ermüdet und schritten träge unter ihren schwerbewaffneten Reitern einher, von denen viele ihren armen Thieren noch eine übrige Last an allerlei Beutestücken aufgepackt hatten. Die Wege waren schlecht und oft so sandig, daß die Hufe bis über die Fesseln einsanken. So mußte man, als man Landsberg und damit den Uebergangspunkt über den Lech erreicht hatte, sich entschließen in dieser Stadt das Nachtquartier zu nehmen.

Leynen hatte während des ganzen Rittes bis hierhin wenig zu seiner Tochter, die an seiner Seite eben so schweigsam war, gesprochen. Beide wälzten in ihrer Seele einen düstern, einen entsetzlichen Gedanken, mit dem Unterschiede, daß Leynen in bohrendem Ingrimm darüber brütete, während Ulrike mit aller Macht ihrer Seele ihn bekämpfte, ihn zuweilen ganz überwunden zu haben glaubte, und dann bald nachher dennoch fühlte, daß sie seiner nicht Herrin zu werden vermochte. In ihr war dieser Gedanke aufgestiegen von dem Augenblicke an, wo Wolfhart ausgerufen hatte, daß der vertraute Stallmeister der Herzogin von Longueville der Anführer dieses Schwar-

mes war, welcher sich so unerklärlicher Weise bis tief in Feindesland gewagt hatte, um sie und ihren Vater als Gefangene fortzuschleppen!

Daß hier ein Zusammenhang zwischen ihrem Schicksal und dem Verhältniß Anton's von Werth zu der Herzogin walte — das schien unverkennbar! Aber welcher? Das war die Frage, nach deren Beantwortung Ulrike umsonst suchte. War es eine Handlung leidenschaftlicher Eifersucht, der Ulrike zum Opfer wurde? Vielleicht; und wäre Jemand gekommen und hätte Ulriken geschworen, daß es nichts Anderes sei, als das — sie hätte trotz ihrer Lage aufgejubelt und wäre für Alles getröstet gewesen . . . . so aber sprach Niemand ein Wort zu ihr, andere weit düstrere Gedanken drängten sich ihr auf, und sie versank immer tiefer in das Gefühl ihrer unglückseligen Lage.

Während unsere Gefangenen so, immer weiter dem Westen zu, dahin geführt werden, haben wir Muße, zu Anton von Werth zurückzukehren.

Neuntes Capitel.

Heroum filii noxae.

Anton von Werth hatte, nachdem er die Herzogin von Longueville verlassen, sich augenblicklich zur

Heimkehr gerüstet. Er hatte zuerst denselben Weg, den er in Begleitung der Herzogin gekommen, eingeschlagen; in Würzburg wurde ihm berichtet, daß seines Vaters Hauptquartier sich seit einiger Zeit in Freising befinde; diese Stadt wurde also nun zunächst sein Reiseziel. Er hatte in düsterster Stimmung den weiten Weg durch das halbe Deutschland zurückgelegt; eine Reihe von Tagen war darüber vergangen, da er, der Beschaffenheit der Straßen und seines Pferdes wegen, keine weiten Strecken an einem Tage machen konnte. Endlich erblickte er die Thürme der alten Bischofsstadt und die Zinnen der Abtei Weihenstephan, welche von ihrer Höhe herab die Stadt beherrscht. Sein Herz schlug in ängstlicher Spannung bei diesem Anblicke. Wie so ganz anders mußte er vor seinen Vater treten, als er jüngst noch gehofft hatte, es thun zu können! Statt als Bote der Friedens-Nachricht, statt mit dem stolzen Wort: ich habe es vermocht, diesen Frieden zu beschleunigen und alle seine herbsten Bedingungen zu mildern — statt mit solcher Botschaft, welche alles Andere gut gemacht hätte, kam er als straffälliger Soldat, der seine Pflicht versäumt hat, und was er zu seiner Entschuldigung anführen konnte — war das etwas, mit dem er vor dem zürnenden Antlitz

des strengen Feld-Obersten bestehen konnte — ja, das er nur gestehen durfte? Wer bürgte ihm, daß sein Vater nicht gerade deshalb ihm unversöhnlich zürnen würde, ja daß er ihm überhaupt nur Glauben beimessen würde? Wie dann, wenn Johann von Werth alles, was Anton für sich hätte anführen können, um sein stillschweigendes Fortbleiben zu erklären, als leere, unwahre Ausrede betrachtete und nur das daraus entnahm, daß sein Sohn sich von den Koketterieen der Französin habe bestricken lassen?

Anton von Werth war so daran gewohnt, von seinem Vater ohne Nachsicht behandelt zu werden, daß er überdachte, ob es nicht besser sein würde, wenn er schweigend Alles über sich ergehen ließe und nicht durch offenes Reden am Ende noch ein härteres Strafgericht auf sich herabzöge.

Mit solchen Gedanken ritt er durch das dunkle Thor in die Mauern der alten Stadt ein. In der Abtei von Weihenstephan angekommen, vernahm er, daß seines Vaters Hauptquartier allerdings noch in diesem Gebäude sei, daß der General selbst jedoch mit einem Theile der Truppen einen Streifzug gen Ingolstadt und Donauwörth hin unternommen habe und erst in einigen Tagen zurückkommen werde. Sein Regiment aber fand Anton in der Stadt. Als er

sich bei seinem Obersten zum Dienste meldete, erklärte ihm dieser, daß er ihn, nach dem ausdrücklichen Befehle seines Vaters, nicht wieder zum Dienste annehmen dürfe.

Das war hart! Das, glaubte Anton von Werth, hatte er nicht verdient! Er wollte jetzt augenblicklich sich auf ein anderes Pferd werfen und seinem Vater nachreiten; in seinem Zorn wegen einer solchen Behandlung verlangte er jetzt selbst nach der Unterredung, welcher er früher mit Bangen entgegengesehen hatte. Aergeres, als ihm nun bereits widerfahren, konnte ja doch nicht mehr eintreten. Er wollte seinem Vater jetzt offen und männlich die Wahrheit sagen und dann, wenn dieser die Wahrheit nicht anerkennen, ihm nicht seine volle Soldaten-Ehre zurückgeben wollte — dann war Anton entschlossen, seinen eigenen Weg zu gehen. Er wollte dann zunächst zu Leynen und zu seiner Braut sich begeben. Welche Wendung sein Schicksal weiter nehmen würde, mußte sich dort finden. Aber er kam nicht zur Ausführung dieses Entschlusses. Als er im Begriff war, wieder zu Pferde zu steigen, traf die Nachricht ein, daß der General schon am andern Tage zurückkommen werde; um die Mittagsstunde dieses folgenden Tages ertönte das Horn des Wächters auf dem Thorthurme, um anzie-

hende Kriegsvölker anzukündigen, und eine halbe Stunde später ritt Johann von Werth mit einem Regimente Kürassiere durch die hallenden Thorwölbungen in die Abtei ein.

Die meisten Officiere der Truppen, die in der Stadt lagen, hatten sich im Klosterhofe eingefunden. Als der General abgestiegen war, folgten sie ihm in das Innere des Gebäudes. Er sprach mit mehreren von ihnen, winkte, in den großen Remter angekommen, einige der älteren zu sich heran, um in einer Fensterbrüstung ihnen Mittheilungen zu machen, und dann entließ er die ganze Versammlung. Sie gingen. Nur Einer blieb, der mit ihnen gekommen war, obwohl er nicht mehr in ihre Reihen gehörte.

Johann von Werth schien seinen Sohn bis jetzt nicht gesehen zu haben. Oder hatte er vermieden, seinem Blicke zu begegnen? Genug, er richtete nun zum erstenmale das Auge auf ihn. Dieses Auge aber zeigte nicht den Ausdruck, den Anton darin zu finden gefürchtet hatte; es lag kein Zorn, es lag auch keine Härte in dem Blicke, mit dem der Feld-Oberst die Gestalt seines Sohnes maß; eher ein tiefer Ernst, ja, eher ein Ausdruck von Mitleid und von Trauer; und doch war das, dem Anton von Werth im Auge

seines Vaters begegnete, etwas unendlich fremdes, erkältendes.

„Anton!“ sagte er ruhig und kaltblütig, dann aber, halb sich abwendend, setzte er in barschem Tone hinzu: „Wer hat Euch herbeschieden?“

„Ich bin nicht mehr im Dienst, Vater,“ antwortete der junge Mann — „Ihr habt mich aus der Liste des Regiments streichen lassen — ich brauche also auch nicht mehr zu warten, bis der General den Rittmeister von Werth zu sich bescheiden läßt . . . ich kann als Sohn zu meinem Vater kommen, um mit ihm zu reden!“

„Wenn aber der Vater nicht verlangt, Dich reden zu hören — wenn er lieber — ja, lieber gar nicht daran erinnert sein möchte, daß er einen Sohn hat . . . wenn er diesem Sohne nichts, gar nichts zu sagen hat, als höchstens Dinge, die ihm selbst das Herz abstoßen und doch einen solchen Buben nicht bessern würden . . .“

Das Antlitz Johann's von Werth war bei diesen Worten dunkelroth geworden; der Zorn, der bisher in ihm geschlummert, den er unterdrückt hatte, begann beim reden aufzukochen. Aber Anton unterbrach ihn.

„Dann thut der Vater freilich besser, zu schweigen!“ rief der junge Mann, sich stolz aufrichtend,

aus — „immer aber hat der General mich zu hören. Er hat mir eine entehrende Strafe dictirt, ohne mich zu vernehmen. Das ist unrecht. Ich will mich vertheidigen können. Stellt mich vor ein Kriegsgericht.“

„So vertheidigt Euch, Rittmeister von Werth!“

„Vor dem Vater oder vor dem General?“

„Wie's beliebt!“

„Vor dem General also! Ihr hattet mir den Befehl gegeben, die Französin zu escortiren; ich habe es gethan; die Hinreise hat dreizehn, die Rückreise zehn Tage gekostet; über diese Zeit bin ich etwa vierzehn Tage ausgeblieben, ohne Urlaub dazu zu haben, das ist wahr. Aber ich hatte Grund, zu glauben, daß das, was ich bei meiner Rückkehr würde vorbringen können, Euch zwingen werde, anzuerkennen, daß ich recht gehandelt habe, diesen Urlaub mir selbst zu nehmen. Wenn ich das heute aber auch nicht kann, so habe ich durch meine Uebertretung der Kriegsartikel nichts weiter als einige Tage oder Wochen Arrest, nicht aber die Ausstreichung aus der Regiments-Liste verdient!“

„Auch nicht dadurch, daß Ihr Euch habt von dem französischen Weibe umgarnen lassen . . . daß Ihr den Ueberläufer, den Verräther gemacht, daß Ihr Eurer Braut treulos und eidbrüchig geworden . . .?“

„Ich sehe," antwortete Anton bitter, „Eure Spione haben Euch gut bedient — wortbrüchig und treulos? Wahrhaftig, man könnt's so nennen, ich habe Alles gethan, es die Französin glauben zu machen — ich habe es an Schwüren nicht fehlen lassen, nicht an Liebesbriefen und verliebten Blicken — ja, ja, der Wolfhart hat's freilich merken können — und doch und doch — Vater, ist Alles nichts als ein unseliger Irrthum!"

„Ein Irrthum?! Hat der Wolfhart etwa unrecht gesehen? Hat . . ."

„O nein, nein, er hat recht gesehen, es ist Alles, Alles wahr. —"

„Er hat recht gesehen? Und doch ist es nichts als ein Irrthum? Erkläre das, Anton," sagte Johann von Werth, der seinen Zorn sich vermindern fühlte und stutzig wurde bei dem seltsam leidenschaftlichen Wesen seines Sohnes.

„Erklären? Ich? Euch? Vergebene Mühe wäre das — Ihr könnt das nicht fassen, was ich sagen müßte — Ihr kennt das Gefühl nicht, das mich gewurmt und in mir gebohrt hat — in dem armen Tropf, dem Anton von Werth, dem Sohne des berühmten Generals, dem Fant, der aber selber so nichts ist, so nichts leistet, der nur so ein Stück eines

berühmten Namens zu tragen hat, wie ein Schlepp-träger ein Stück vom Mantel eines Königs — o Vater, was wißt Ihr von Allem dem, was wißt Ihr davon, wie ich mein armes Gehirn gepeinigt habe, um eine That zu ersinnen, um etwas durch-zuführen, daß ich einen rechten Muth zu mir selber, einen Stolz auf mich, nur auf mich selbst fassen könne!"

Johann von Werth sah verwundert seinen Sohn an. Dann sagte er kopfschüttelnd: „Wahrhaftig, Bursche, ich glaube, man muß Nachsicht mit Dir haben; denn ich sehe, Du bist ein halber Narr."

„Daß ich Euch so erscheinen muß, weiß ich. Und weil wir uns nicht verstehen, Vater, so laßt mich nicht weiter reden. Wollt Ihr die Triebfedern mei-nes Handelns erfahren, so . . ."

„Nun, so?" fragte Johann von Werth, da Anton stockte.

„Nun ja, weshalb sollte es nicht sein," fuhr Anton fort, wie ein inneres Widerstreben nieder-kämpfend. „Laßt Euch von Ulriken den Brief geben, den ich an sie geschrieben habe. Darin steht Alles — Ihr werdet daraus sehen, was ich gethan und wes-halb ich so gehandelt habe, und wenn Ihr den Brief gelesen habt, dann urtheilt und bestimmt, ob es

bei der Ausstoßung aus dem Regiment sein Bewenden hat oder nicht."

„Wo ist der Brief?"

„Ulrike hat ihn. Ich reise zu ihr. Sie wird ihn Euch senden."

„Nun gut," antwortete Johann von Werth; „wenn es wahr ist, daß Ulrike über Dein Treiben von Dir aufgeklärt, daß sie keine Schuld daran findet, wenn sie mir Deinen Brief sendet und für Dich bittet . . ."

„Dann?" fragte Anton, „dann wollt Ihr — mir verzeihen, Vater?"

Johann von Werth entging nicht, wie viel es seinem Sohne kostete, daß er den trotzigen Muth beugte und es über sich gewann, die letzten Worte zu sprechen.

„Dann wollen wir davon reden, ob Du ins Regiment wieder eintreten kannst —" antwortete er deshalb in möglichst mildem Tone; — „ob ich Dir verzeihe oder nicht, das wird Dir dann in zweiter Reihe stehen!"

Der General hatte sicherlich auf diese Worte eine Antwort von seinem Sohne erwartet. Aber Anton gab sie nicht. Er verbeugte sich vor seinem Vater und verließ das große, öde Gemach.

Johann von Werth sah ihm eine Weile in Gedanken versunken nach.

„Wenn nur der Bursch ein Herz für mich hätte!“ sagte er endlich mit einem Seufzer. „Am Ende hat der alte Leynen Recht. Sollte ich ihn zu hart aufgezogen haben? Ah bah! — hab' ich's nicht mehr denn zehnmal schlimmer gehabt, als ich ein Knabe war? Das Leben bettet uns alle hart, und es ist gut, wird man früh daran gewöhnt! — —“

Es war Abend geworden. Johann von Werth hatte sich's bequem gemacht, er saß in seiner Schlafkammer im großen Sorgenstuhl, den Schlaftrunk neben sich, im Munde die holländische Thonpfeife, aus der er starke Wolken von sich blies; denn sobald sie zu Ende, wollte er sich zur Ruhe legen. Sein Feld-Caplan, mit dem er Schach gespielt hatte, war gegangen; in der alten, von den Mönchen, die der Krieg ausgetrieben, verlassenen Abtei war es still geworden; nur auf dem Hofe unten waren noch Stimmen laut, es waren Reiter die zwischen den Wohngebäuden und den Stallungen hin- und hergingen und im vorübergehen mit den Leuten von der Wache sprachen; Ordonnanzen, die Meldungen brachten, und was sonst noch bis tief in die Nacht hinein den Platz, wo ein bedeutendes Heerlager seinen Mittelpunkt findet, belebt. Da

ertönte plötzlich lauter Hufschlag eines galoppirenden Pferdes auf dem Pflaster vor der Abteifronte; kurze Zeit danach trat ein Diener zu Johann von Werth ein, und ehe jener noch hatte melden können, wer die Nachtruhe des müden Feld-Obersten zu stören komme, stand der alte Wolfhart staub- und schweißbedeckt vor Johann von Werth.

„Wolfhart!" rief der General aus, „wozu kommst Du einmal wieder angesprengt, als ob der Teufel Dir auf der Kruppe gesessen? Hast Du abermals eine solche verfluchte Hiobsbotschaft wie neulich? Was giebt's, was willst Du, alte Unglücks-Eule?"

„Herr," sagte Wolfhart, „Ihr müßt uns helfen, Ihr müßt uns beistehen, oder es ist Alles verloren!"

„Was ist verloren?"

„Haus und Hof, mein Herr und sein Kind... Die Schnapphähne sind über uns gekommen, und ich will meine Seele verwetten, wenn nicht der zehntausendmal vermaledeite, gottverfluchte Satansbraten von einem Weibsbilde, das es Eurem Sohne angethan hat, dahinter steckt — dieser . . ."

„Zum fluchen hättest Du nicht herzukommen brauchen, das können bessere Leute als Du hier auch, alter Narr! Heraus mit der Sprache! Was hast Du? Was ist geschehen?"



„Herr,“ antwortete Wolfhart, sich sammelnd, „von den Franzosen ist ein heller Haufe gekommen, und den Tavannes, den Spitzbuben, den Stallmeister der Herzogin, habe ich an ihrer Spitze gesehen, in der Nacht hat sie der Teufel da gehabt wie ein Rudel hungriger Wölfe um die Hürde; die haben unser Burghaus überfallen, das Thor mit Petarden gesprengt und meinen guten armen Herrn und das Fräulein mit sich fortgeschleppt.“

„Wann ist das geschehen?“

„In der verflossenen Nacht, Herr, und mich soll der Satan in seiner Küche schinden und klein hacken, wie einen Aal, wenn das nicht ein Streich ist, den sie alle Beide zusammen ausgeheckt haben . . .“

„Wen meinst Du unter allen Beiden — wer sind die Beiden, Wolfhart?“

Der General fragte dies mit einem Tone, so düster drohend, daß Wolfhart nicht wagte, weiter zu beschuldigen.

Er sah den General betroffen und schweigend an; dann setzte er hinzu: „Gott sei Dank, mich haben sie nicht für der Mühe des Auflesens werth gehalten; darum habe ich mich aufs Roß geworfen und bin hierhin zu Euch, Herr; o, Herr, ich bitte Euch, laßt meinen Obersten nicht stecken, laßt Eure Reiter aufsitzen —

und denkt an das arme erschrockene Kind, an die Ulrike — wahrhaftig, Herr, wer trägt denn die Schuld, wer hat's denn eingefädelt, daß es ihnen widerfahren mußte, wer . . ."

Johann von Werth runzelte die Stirn und sah den alten Reiter abermals an, daß diesem augenblicklich das Wort auf der Lippe erstarb.

Der General ließ sich nun ausführlich von Wolfhart den Ueberfall erzählen. Es waren Truppen von dem Heere der Franzosen gewesen, welches ziemlich weitab, an der Donau bei Ulm und nach Donauwörth hinunter, stand. Einen solchen Handstreich hatte man deshalb gar nicht vermuthen können.

Der General legte die Hände auf den Rücken und schritt langsam und das Haupt sinnend gebeugt auf und nieder. Dann rief er seinen Diener herbei.

„Der Rittmeister von Werth soll zu mir kommen!" befahl er.

Der Diener ging, aber er kam nach wenig Augenblicken mit der Meldung zurück: „Der Rittmeister von Werth ist heute Nachmittags zum Thor hinaus geritten und seitdem nicht wieder gekommen!"

Johann von Werth schwieg einen Augenblick.

„Wolltet Ihr etwa den zu ihrer Rettung aussenden?" wagte Wolfhart zu fragen, und zwar in

einem Tone, in welchem Spott oder Bitterkeit nicht zu verkennen war.

„Leg' Dich aufs Ohr, alter Schwätzer!" fuhr der General ihn an. „Schlaf' Dich aus. Heute Abend holen wir ohnehin die Franzosen nicht mehr ein — und ich will's überdenken!"

Wolfhart wollte etwas erwiedern, aber Werth machte eine herrische Bewegung mit der Hand, und der Reiter ging.

Zehntes Capitel.

Unmittelbar nachdem Anton von Werth die Unterredung mit seinem Vater gehabt hatte, war er zu Pferde gestiegen und hatte Freising verlassen. Das Thier, welches er sich in den Ställen seines Vaters ausgewählt, war ein leichter und rascher Renner. Die Wege auf der offenen baierischen Hochebene waren, ganz im Gegensatze zu denen Norddeutschlands, vortrefflich, und so kam denn unser Reiter mit einer Schnelligkeit vom Flecke, die seiner inneren Aufregung entsprach. Am Abend hatte er München erreicht, dort wenige Stunden Nachtruhe genommen, nach Sonnen-Aufgang war er wieder im

Sattel, und früh am Vormittage näherte er sich bereits dem Städtchen Fürstenfeldbrück. Hinter diesem Orte, auf der ersten Anhöhe, über welche der Weg sich zog, konnte man die Dächer und Giebel des Schlosses, welches Leynen bewohnte, in der Ferne vor dem Walde schimmern sehen, der rechts und links die dahinter liegende Hügelwellung krönte.

Anton von Werth sandte, als er an diesen Punkt angekommen war, seine Blicke aus, um das Dach zu erspähen, welches seine Geliebte schützte. Seltsam — es war nicht zu finden — hatten die Baumwipfel der Gärten an seinen Seiten es überwuchert? wie konnte es sonst verschwunden sein? Anton orientirte sich noch einmal nach den anderen Punkten der ihm bekannten Gegend; er hatte sich nicht geirrt. Er blickte aufs neue scharf hin, indem er den Zügel seines Pferdes anzog, um es zum Stehen zu bringen; er hob sich hochauf in den Bügeln und — er sah das alte Burghaus Leynen's jetzt, aber was er erspähte, das war hinreichend, ihn wie von einem Blitzstrahle getroffen in den Sattel zurücksinken zu lassen.

Er gewahrte etwas, in dem er eine einzelne Giebelwand erkannte, und etwas daneben, das wie ein

durchsichtiges Sparrenwerk aussah — an der Stelle, wo früher Leynen's Wohnung gestanden hatte!

Der Schrecken, welcher sich bei diesem Anblicke seiner bemächtigte, war unbeschreiblich. Hatte ein Unglück das Schloß in Asche gelegt? oder war ein feindliches Streifcorps in diese Gegend gekommen und hatte es überfallen? Das Land war von Schweden und Franzosen frei; also durfte Anton das Erstere annehmen — und doch war ihm zu Muthe, als müsse er sich auf das allerschlimmste gefaßt machen! Ihm wurde so weh ums Herz, daß er sich hätte vom Pferde gleiten lassen und auf den Rasen am Wege hinwerfen mögen, um sich einer völligen Verzweiflung hinzugeben über sein trauriges Schicksal, das ihm hier wieder entgegentrat!

Aber er ermannte sich; er spornte sein Thier zum angestrengtesten Laufe an. Mit rasender Eile galoppirte er den Hügel hinab in die muldenförmige Thalsenkung, die in ansehnlicher Breite noch zwischen ihm und seinem Ziele lag. Kaum eine halbe Stunde war verflossen, und Anton von Werth hielt vor dem Thore des Burghauses.

Ein trübseliger Anblick bot sich hier seinem Auge dar. Eine vernichtende Feuersbrunst hatte das ganze Schloßgebäude durchwüthet; nur die festen Umfas-

sungs- und Brandmauern erhoben sich noch rauch-geschwärzt aus dem Haufen von Schutt und Trümmern und verkohltem Gebälke, das den Boden bedeckte. Nicht einmal die Nebengebäude waren verschont geblieben. Die Stätte der Verwüstung lag todt und öde da — jedes lebende Wesen, schien es, hatte sie geflohen.

Anton ließ einen Ruf erschallen, der aus so schmerz- und angstgepreßter Brust kam, daß es kaum zu unterscheiden war, ob es ein Weheruf oder ein Versuch sein solle, zu erfahren, ob denn Niemand mehr in diesem Chaos von Trümmern anwesend sei. War es das Letztere, was Anton gewollt, so zeigte sich nach einer kurzen Pause, daß er seine Absicht erreicht habe. Eine alte Frau wurde sichtbar, welche hinter einem Mauer-Bruchstücke auftauchte; sie kletterte auf dem Schutthaufen, der vor ihr lag, in die Höhe; als sie aber von da aus den bewaffneten Reiter gewahrte, schien sie aus Scheu vor diesem Anblicke sich zur Flucht wenden zu wollen.

Anton winkte ihr lebhaft mit der Hand, und es gelang ihm, sie durch das, was er ihr zurief, zu beruhigen. Es war eine Bettlerin, welche in dem Schutte umhergewühlt hatte, um nach Gegenständen von Werth zu forschen. Sie gab, als sie

von Anton vernahm, daß er ein Freund Leyuen's sei, jede Auskunft, die er verlangte; sie hatte in derselben Nacht, in welcher das Schloß niedergebrannt, ein Unterkommen in den Nebengebäuden vom Dienstvolk eingeräumt erhalten und war deshalb die Zeugin des ganzen Ereignisses geworden. Daß es Franzosen gewesen, die das Schloß überfallen, daß sie den Herrn und seine Tochter gefangen fortgeführt, daß sie das Thor in Feuer gesetzt und dadurch alle Bautheile angezündet und daß sie endlich sich auf der Straße nach Schwaben hin entfernt, das war, was Anton zunächst von ihr erfuhr.

Anton von Werth versank, noch während die Alte erzählte, in düsteres grübeln und sinnen.

Was, so fragte er sich, konnte diesen plötzlichen Handstreich erklären, den ein französisches Streifcorps in einer Gegend gewagt hatte, welche ja von diesen Feinden längst geräumt war und wohin sie unmöglich ohne bestimmten Grund zurückgelockt sein konnten, blos um die Genugthuung zu haben, einen alten invaliden Soldaten und sein Kind aufzuheben und fortzuschleppen, oder gar, um einen menschlichen Wohnort mehr in Flammen aufgehen zu lassen? War ja auch ringsum kein anderer Gegenstand da, welcher ihre Plünderungssucht und Habgier hätte

reizen können; hatten sie doch auch weiter keine Feindseligkeit begonnen, keinen Unfug geübt, sondern sich rasch zurückgezogen, nachdem sie an dieser Stelle ihre Absicht vollführt. Anton mußte sich nothgedrungen die Frage vorlegen: Welche Triebfeder hat die Feinde hierhin gebracht, welche Hand hat diesen Streich wider Ulrike und Dich geführt? — und die Antwort auf diese Frage war ihm nicht schwer zu finden!

Eine unsägliche Bitterkeit erfüllte Anton von Werth, als er sich diese Antwort gab.

Aber ein zweiter Gedanke kam ihm, eine Vorstellung, beinahe noch bitterer, noch entsetzlicher.

Wird nicht Dein Vater, fragte er sich, dieselben Betrachtungen anstellen, welche Du eben anstellst? Wird er nicht eben sowohl, wie Du es Dir sagst, sich sagen, daß hier eine besondere Absicht gewaltet, daß eine böse, rachsüchtige Leidenschaft hier an Ulriken ihren Muth gekühlt hat? Und wenn er es sich sagt, bist Du sicher, daß er dabei stehen bleibt, Dir gerechte Vorwürfe zu machen, in Dir die Quelle dieses ganzen Unglücks, in Deinem unglückseligen Treiben das zu finden, was zu diesem Streiche stachelte? — — — Wie, wenn er weiter ginge, wenn er Dir in seinem aufbrausenden Zorne Schuld gäbe,

es wäre dies alles ein abgekartetes Spiel, Du selber wüßtest um diesen Ueberfall, durch den die Longueville sich rächt! ja, Du hättest gar nur deshalb so zuversichtlich Dich auf Ulrike berufen, weil Du gewußt, welches Schicksal ihr drohe und sie entferne! — O, mein Vater wäre fähig, mir das vorzuwerfen!

Anton fühlte sich rathlos elend bei diesem Gedanken!

Aber unthätig mit seinem Pferde hier vor dem Schutthaufen zu halten, dazu war keine Zeit. Es mußte möglich sein, die Räuber einzuholen. Sie waren um die Morgenstunde des vorigen Tages abgezogen. Vielleicht hatten sie keinen großen Tagmarsch gemacht. Vielleicht befanden sich Leynen und Ulrike irgendwo in einem der nächsten, von den Franzosen besetzten Orte; vielleicht war es möglich sie zu befreien. Anton freilich war allein, ohne Hilfe ohne Begleiter. Aber standen nicht kaiserliche Truppen an mehreren Plätzen, die nach der Grenze von Schwaben hinauslagen? War es nicht leicht, sie zu einer solchen Verfolgung in die Sättel zu bringen? Diese Gedanken, diese Hoffnungen hatten sich rasch in dem jungen Manne gekreuzt, und eben so rasch hatte er sein Pferd herumgeworfen und sprengte davon.

Es war nicht schwer, den Weg zu verfolgen, den die feindliche Schar genommen hatte. Die vereinzelten Anwohner der entvölkerten Gegend, durch welche Anton jetzt dahin stürmte, wußten fast insgesammt von dem französischen Reiterschwarm zu berichten, welcher am vorigen Tage hier sichtbar geworden war. So kam Anton von Werth bis nach Landsberg am Lech. Hier hatten die, welche er verfolgte, ihr Quartier während der verflossenen Nacht aufgeschlagen. Am Morgen, und zwar ziemlich spät, nachdem sie die Rückkehr vorausgesandter Späher abgewartet, hatten sie den Ort verlassen und waren über den Lech gegangen, der Straße rechtshin gen Ulm folgend. Anton ließ es nun sein Erstes sein, einen berittenen Boten zu werben, den er gen Mindelheim und Memmingen aussandte; dort standen kaiserliche Völker, und Anton ließ durch seinen Boten den Anführer derselben beschwören, auf das Streifcorps Jagd zu machen. Er selbst war so glücklich im Orte ein gutes starkes Pferd zu finden, welches er gegen sein ermüdetes Thier umtauschte. Doch war es über der Zeit, welche er zu beiden Verrichtungen gebraucht hatte, beinahe Abend geworden. Die niedergehende Sonne schien dem blassen, düsteren Reiter gerade ins Gesicht, als dieser über die

Lechbrücke bei Landsberg trabte, um seinen Weg mit neuer Hast fortzusetzen. Die Ueberspannung aller seiner körperlichen und Seelen-Kräfte hatte ihn in einen schwer zu beschreibenden Zustand versetzt. Was er rings um sich her sah, war ihm wie eine Art von Traumbild — alle seine Sinne waren wie mitversenkt in diesen Traum, wie abgestumpft und entschlafen — von seinem ganzen Sein war nichts wach und lebendig, als das Gefühl einer drückenden Beklemmung und eines großen stechenden Schmerzes. In diesem Gefühle hatte sein ganzes Denken und Leben sich concentrirt; alles Andere umgab ihn nur noch verworren und verschwommen.

Wie ein Traumbild war ihm daher auch im ersten Augenblicke der Anblick, welcher sich ihm plötzlich bot, als er etwa eine Viertelstunde von der zuletzt genannten Stadt entfernt war. Auf der nächsten Höhe, über welche die Straße, der er folgte, sich zog, sah er Staubwirbel aufsteigen und dann eine Gruppe Reiter, die mit verhängten Zügeln herangesprengt kam, Anton gerade entgegen. Es waren ihrer vielleicht fünf oder sechs; aber sehr bald nachher erneuerte sich die Staubwolke, ein größerer Haufe tauchte, von jenseits der Höhe daherhastend, auf, und wieder andere folgten diesen.

Anton hielt sein Pferd an — die Reiter kamen näher und näher — sie trugen französische Uniformen und Waffen-Rüstungen!

Anton von Werth schwindelte es vor den Augen bei diesem Anblicke — seine Brust hob sich — wenn nicht sein Pferd vor dem heranbrausenden Schwarm gescheut hätte und mit einem unbändigen Satz auf die Seite gesprungen wäre, so hätte er mit seinem gezogenen Pistol mitten auf der Straße die daher Sprengenden erwartet, ohne zu bedenken, daß er von ihrem Anprall augenblicklich niedergeworfen und zu Boden geritten werden müsse. So aber mußte er, ohne es zu wollen, Raum machen; sie galoppirten auf ihren schweren Hengsten an ihm vorüber, ohne sich um ihn zu kümmern. Als die Ersten vorüber waren, warf Anton seine Blicke den zunächst ihnen Folgenden zu; zwischen ihnen und dem letzten Schwarme flatterte ein dunkelblaues Frauengewand, eine weibliche Gestalt hielt sich mühsam, ängstlich auf dem hohen Pferde; neben ihr ritt ein alter Mann, um dessen Schläfe unter dem aufgekrämpten Federhut weiße Locken flatterten — es war kein Zweifel mehr, dasselbe Streifcorps, welches den Ueberfall ausgeführt, welches Ulriken und Leynen gefangen genommen, kam hier, wie es schien, flüchtig

und verfolgt, aber seine Gefangenen mit sich führend, dem, der es suchte, entgegen!

Anton hielt sich nicht mehr, als er diesen unerwarteten Anblick hatte. Er spornte und stachelte sein Pferd, daß es in weiten Sätzen den Herankommenden entgegen flog; er warf es zwischen die Lücken der feindlichen Reiter hindurch, Ulrikens Pferde entgegen, und mit einem festen, sicheren Griff erhaschte er, weit vornüber gebeugt, den Zügel ihres Thieres. Die Kraft, die es eisern so plötzlich zurückriß, machte es hoch aufbäumen. Ulrike stieß einen lauten Angstschrei aus; erst im nächsten Augenblick erkannte sie den Reiter, der so plötzlich sich ihr entgegengeworfen.

„Anton, o mein Gott! Ihr!?" rief sie aus.

Leynen hatte in diesem Augenblicke rasch sein Pferd gezügelt.

„Anton von Werth!" rief auch er erstaunt aus, sein Thier wendend.

„Woher? Was bedeutet dies?" schrie Anton ihm entgegen.

„Die Kaiserlichen sind uns auf den Fersen. Die Franzosen wollen zurück sich über den Lech flüchten, und wir müssen mit in der tollen Jagd."

„Nimmermehr! Zur Seite mit Euch, zur Seite! laßt sie an Euch vorüber sprengen!" rief Anton und

zog Ulrikens Pferd auf die Seite der Heerstraße. „Ich will sehen, wer Euch mitnimmt!“

Leynen folgte schnell mit seinem Gaule dem Zuruf Anton's; auch Ulrike hatte ihm mit rascher Geistesgegenwart Folge geleistet, und schon hatte Anton den Hahn seines Pistols gespannt und war im Begriff, vor seinen beiden Schützlingen aufgestellt, dieselben zu decken vor dem heransprengenden letzten Schwarm der Feinde.

Da ertönte ein lautes Horn-Signal, und oben auf dem Kamm der Höhe, von welcher herunter das flüchtige Geschwader der Feinde daher gesprengt kam, flatterte eine kaiserliche Standarte im Winde; eine dichte Schar Reiter drängte sich um sie und eilte heran.

„Da sind sie, da sind sie!“ jubelte Ulrike laut auf.

„Wir sind gerettet!“ rief Leynen aus.

In demselben Augenblicke aber zischte eine Kugel zwischen dem Obersten und Anton von Werth durch, dicht an der Schläfe des letzteren vorüber. Der letzte Trupp der Franzosen war vor ihnen, rund um sie her, und die Degenklingen fielen in flachen Hieben auf ihre Thiere nieder, um sie zum Weitersprengen zu zwingen.

„Tavannes!“ schrie Anton todtenbleich vor Wuth

den Reiter an, der sein Pistol auf ihn abgeschossen hatte und jetzt mit gezogenem Pallasch auf ihn einhieb — „Du bist's! O ich erkenne Deine Herzogin! Ahnt' ich's doch! da, nimm das für Eure Tücke!"

Im nächsten Augenblicke war Anton's Reiterpistol abgeschossen; er hatte gut gezielt, Tavannes' lange hagere Gestalt sank zurück, der Pallasch entglitt seiner Hand, und der Verwundete griff krampfhaft nach dem Sattelknopf, um sich oben zu erhalten.

Anton hatte seine Klinge gefaßt, er holte aus, um dem Sinkenden den letzten Rest zu geben — da blitzte hinter ihm noch einmal ein Pistol auf, ein Schuß — ein Schrei Ulrikens — und Anton von Werth sank vornüber gebeugt auf die Mähne seines Pferdes. Er streckte den Arm aus; den Athem und die Besinnung verlierend, schien er nach einem Halt zu tasten. Die Hand Ulrikens, die ihm rasch eine Stütze bieten wollte, begegnete der seinen — er drückte sie mit erlöschender Lebenskraft fest und krampfhaft; aber ihn zu halten, vermochte Ulrike nicht — er sank aus dem Sattel herab, auf den Rand der Straße nieder, den sein Blut zu röthen begann. Die Kugel des französischen Reiters war vom Rücken her mitten durch seine Brust gegangen.

Ulrike glitt von ihrem Pferde herab. Laut weinend warf sie sich neben ihn nieder.

Die feindlichen Reiter machten keinen Versuch mehr ihre Gefangenen mit sich zu nehmen. Der Hufschlag der Verfolger, das Rasseln ihrer Rüstungen dröhnte ihnen aus nächster Nähe ins Ohr; einzelne Kugeln pfiffen über ihre Köpfe fort — sie spornten ihre Pferde zu wildester Eile und tobten vorüber, gehetzt wie die wilde Jagd.

Eine kurze Pause — und abermals war unsere Gruppe umringt von einem Haufen hastigen Kriegsvolkes. An der Spitze auf einem keuchenden schwarzen Hengste, von dem der Schaum niedertrof, hielt ein Mann mit grauem Haupt- und Barthaar, über dessen Antlitz sich eine breite Narbe zog. Dieses Antlitz war hochgeröthet, aber es erblaßte, und ein eigenthümliches Zittern der Muskeln lief über dasselbe fort, als der alte Soldat die Gruppe vor den Hufen seines Pferdes erblickte.

Der Reiter war Johann von Werth.

Die Botschaft, welche Wolfhart hinterbracht, hatte den Feld-Obersten nicht ruhen lassen. Noch in der Nacht hatte er sich von seinem Lager erhoben, eine Abtheilung leichter Reiter aufsitzen lassen, und war mit ihnen von Freising ausgeritten, auf das

gute Glück hin, das ihm so oft hold gewesen; der Feind, den er verfolgen wollte, hatte freilich einen unermeßlichen Vorsprung; aber Johann von Werth verzweifelte an nichts. Wenn er sich auf der geraden Straße hielt, die gegen die Hauptaufstellungen der Franzosen bei Ulm und weiter an der Donau hinab führte, so hatte er seinerseits wieder einen Vortheil vor dem Streifcorps voraus, das weit von links her sich gegen diese Aufstellungen des Hauptcorps hinunter ziehen mußte. Darum setzte sich Johann von Werth zu Pferde und ritt, wie nur er und seine Reiter es verstanden; so war er bis hinter Augsburg gekommen, als er vernahm, daß auf dem Wege von Landsberg nach Ulm sich am Morgen dieses Tages kaiserliche Truppen aus Mindelheim oder Memmingen aufgestellt hätten, wahrscheinlich um französische Völker abzuschneiden, die seit gestern in der Gegend gesehen worden. Anton's berittener Bote war also überflüssig gewesen; die Officiere der deutschen Truppen hatten sich bereits aus freien Stücken den Franzosen in den Weg geworfen. Eine bessere Nachricht als diese verlangte Johann von Werth nicht. Er ließ links abschwenken, und nachdem er ein paar Stunden querfeldein zurückgelegt hatte, kündigte ihm ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, das aus der Ferne zu ihm herüber

tönte, an, wo er den Feind zu suchen habe. Noch eine kurze Strecke Weges — und vor sich in einem weiten Thalgrunde hatte Johann von Werth den herzerfreuendsten Anblick, den die Welt ihm bieten konnte. Die Franzosen und die Kaiserlichen waren hart an einander; es war ein buntes Getümmel, Feind und Freund durcheinander, mit der blanken Waffe oder dem erhobenen Reiterpistol, Rosse bäumend hoch in der Luft und Rosse keuchend und sich wälzend am Boden; über das ganze Bild blaue Wolken Pulverdampfes und grauen Staubes wirbelnd, kreisend und flatternd. Die Franzosen schlugen sich wie Verzweifelnde und schienen an Terrain zu gewinnen. Aber der Angriff Johann's von Werth, der sich plötzlich in ihre Flanke stürzte und Alles niederritt, was ihm in den Wurf kam, entschied den Ausgang in kürzester Frist. Die Franzosen ergriffen die Flucht, ihre Gefangenen zwischen sich nehmend; in wilder Hast sprengten sie den Weg zurück, den sie gekommen, auf Landsberg zu, wahrscheinlich in der Hoffnung, dort die Brücke über den Lech gewinnen und vertheidigen oder gar abbrechen zu können, um dem Feinde die weitere Verfolgung unmöglich zu machen.

Auf diesem Wege ihrer Flucht nun war es,

wo sie mit ihren Gefangenen Anton von Werth begegneten.

Als Johann von Werth an die Stelle herankam, wo die Leiche seines Sohnes auf dem Boden lag, hielt er lange schweigend sein Pferd an und sah mit einem gläsernen Blick, mit bleicher bebender Lippe, aber ohne ein Wort zu reden, nieder.

Leynen reichte ihm die Hand hinauf und drückte sie; die Thränen rannen über die eingefallenen Wangen des alten Mannes.

„Er hat uns gerettet!“ sagte er; „aber es hat ihm das Leben gekostet!“

„Also einen ehrlichen Reitertod!“ antwortete Johann von Werth endlich. „Gott sei seiner Seele gnädiger, als er es meinen alten Tagen ist. Macht eine Bahre für die Leiche. Nach Benatek mit ihr. Hebt Euer Kind auf, Leynen, und tröstet sie. Wir wollen der Leiche folgen. Den Todten voran wollen wir in das Haus einziehen, wo man auch uns alte Kriegsknechte bald zur Ruhe bringt. — Wir haben diesem Kriege genug Opfer gebracht, Leynen; wir können uns den Abschied nehmen!“

Ende.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.



